Die beiden Schwestern

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **105 (1964)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033568

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die beiden Schwestern

Erzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Ein milder Wind trug den Geruch von jungem Gras und Feldblumen in das Krankenzimmer hinein. Die Strahlen der Sonne drangen durch das offene Fenster, brachten die Blumen auf dem Tischchen zum Leuchten, Glas und Fläschchen zum Glitzern und legten sich sachte auf die kräftige Frauenhand, die müde auf der weißen Decke lag.

Aus der Spitalküche im Erdgeschoß stieg ein feiner Bratenduft auf, wurde von dem Lüftlein ins Zimmer und bis ans Bett getragen. Er weckte die Frau aus ihrem Sinnen. Für einen kurzen Augenblick öffneten sich die Augen in dem verschlafenen Gesicht, das von dichten braunen Haaren eingerahmt, auf dem Kissen lag. „Braten mit Lorbeerblättern und Nägeliköpfchen und ein steifer Kartoffelstock und vielleicht Blumenkohl dazu, das wäre jetzt fein", dachte Frau Klara. Der Hunger meldete sich alsogleich.

„Ist ja nicht so wichtig, ein wenig Hunger", sagte sie halblaut, „wenn ich nur ruhig liegen kann, liegen und schlafen, endlich einmal ausruhen Tag und Nacht." Schon glitten die Lider über die großen Augen hinab und wohliger Friede glättete die Züge des Leidens. „Hier erreicht mich kein Drängen und Rufen, kein Klingeln und Surren, seit ach wie vielen Jahren zum ersten Mal." Die Erinnerung geleitete sie zurück bis zu jenen Tagen, da sie zum letzten Mal in einem weißen Spitalbett gelegen und von gütigen Händen betreut worden war. Damals lag ihr jüngstes Mädchen, die Maria, vor bald zwanzig Jahren in ihrem Arm, ein rosiges Gesichtlein mit einem Stubsnäschen, mit dunkeln Haaren, die wie ein Entenschwänzchen von der Stirne aufragten, und einer seidendünnen Haut, die sie immer und immer wieder streicheln mußte.

Inzwischen war aus diesem winzigen Menschlein eine hübsche Tochter geworden, die ihr vor einer kurzen Stunde die Rosen gebracht und ihr mit der gleichen Zärtlichkeit Stirne und Wangen liebkost hatte. „Ja, damals, das waren die letzten Tage glücklicher Ruhe gewesen", träumte sie, „und seither Tag für Tag, Wochen und Jahre nur eilen und springen, hetzen und hasten." Und schon nahm sie wieder ein seliger Schlummer gefangen.

Schwester Hildegard kam behutsam ins Zimmer, tastete nach der Hand und sprach leise zu ihr: „Frau Klara", und nochmals, „Frau Klara, darf ich Sie für einen kurzen Augenblick aus Ihrem Traumparadies herausholen?" Die Stimme der jungen Pflegerin zauberte sogleich ein Lächeln auf das Gesicht der Kranken. Die feinen Fältchen verschwanden, und die Augen wendeten sich mit Wohlgefallen dem frischen Gesicht der Schwester zu, die ihr Häubchen keck auf einen Wusch brauner Locken gesetzt hatte. „Frau Klara, ich muß Ihnen wieder einmal etwas Blut abzapfen, die Aerzte suchen und untersuchen mit wütendem Eifer. Wollen Sie mir bitte eine Fingerspitze zur Verfügung stellen." Die Patientin bot ihr gleich zehn zur Auswahl an.

Während in dem schmalen Gläschen das rote Blut langsam höher stieg, wurde kräftig an die Türe geklopft und ohne auf Antwort zu warten eilig geöffnet. „Störe ich", fragte der eintretende Herr, nahm seinen Hut ab, suchte nach einem Kleiderhacken und legte den braunen Filz auf die Bettdecke. „Wie geht es dir", fragte er hastig, „ich konnte mich schnell für ein paar Minuten frei machen. Wir haben wunderbar Betrieb im Geschäft. Die Leute drängen sich. Eine halbe Stunde lang waren beide Telefonlinien besetzt. Eine große Lieferung für das Hotel ist eben weg, vier Kisten mit Kleidern sind am Auspacken, ein Lieferwagen mit Schuhen kam gleich nach dem Mittagessen und jetzt ist eben noch der Lastwagen mit Gemüse herzugefahren, alles blüht und grünt, nur du fehlst natürlich bösartig."

Der Mann mit dem rotangelaufenen Gesicht, dessen Leibesumfang den Raum zwi-

schen Bett und Wand reichlich ausfüllte, betrachtete die Rosen auf dem Tischchen mit scharfem Blick. „Wer hat dir diesen Strauß gebracht?“ fragte er. „Maria hat . . .“ In seiner nervösen Hast unterbrach er die Antwort: „Natürlich, habe sie doch gleich erkannt. Eben hat jemand im Laden solche Rosen verlangt, das waren die letzten. Pech, sowas!“

Schwester Hildegard nahm ihre Instrumente zusammen, rückte einen Stuhl in die Nähe und lud ihn zum Sitzen ein: „Möchten Sie sich nicht etwas ausruhen? Sie bringen viel zu viel Aufregung hierher. Frau Klara muß unbedingt ganz ruhig liegen.“

Weder die freundliche Stimme, noch die unmißverständliche Aufforderung konnten den fahrigen Herrn dazu bewegen, einige Augenblicke still zu sein. „Weißt du jetzt eigentlich, was dir fehlt?“ begann er sogleich wieder, „ich meine, du bist ja nur vom zweiten Tritt heruntergefallen. So schlimm kann ja das gar nicht sein. Du bist ja auch gar nicht schwer. Ich meine, wenn ich zum Beispiel umkippen würde, das gäbe eine Erschütterung und eine Katastrophe, aber du, das kann doch kein schwerer Fall sein. Wie lange pröbeln sie nun schon an dir herum, Sonntag, Montag, Dienstag . . . und unterdessen geht es im Geschäft wie's der Teufel am liebsten sieht. He, Schwester, ist der Doktor auch irgendwo in der Nähe, kann ich mit dem ein Wörtchen reden?“

Die junge Pflegerin erhöhte ihre Stimmlage um einige Töne, komplimentierte den zappligen Herrn ziemlich bestimmt aus dem Zimmer und holte den Arzt. In einer Fensternische gegenüber der langen Zimmerflucht konnte der aufgeregte Gatte seine Auskunft erhalten. Der Arzt im weißen Mantel unterbrach bald den heftigen Wortschwall des Fragenden und erklärte: „Herr Brunner, Ihre Frau hat vermutlich von dem Sturz her eine innere Schädigung. Aber vor allem sind ihre Kräfte vollständig erschöpft. Alle ihre Reserven sind aufgezehrt. Es ist schwer, eine Diagnose zu stellen, weil sie so schwach ist und auf jedes Medikament auch gemütsmäßig verschieden reagiert. Vielleicht können wir in einer Woche das Bild ihrer Krankheit abklären. Vorläufig müssen wir sehr sachtsam vorgehen. Ich rate Ihnen alle Aufregungen zu vermeiden, sonst muß ich die Besuche sperren, auch Ihren Besuch, Herr Brunner!“ Die letzten Worte sagte er in barschem Ton. Dann ließ er den Mann mit dem glühenden Kopf stehen und verschwand hinter der nächsten Zimmertüre.

Schwester Hildegard trat behutsam ans Krankenbett.

Darauf schleppte Herr Brunner seine Leibesfülle zum Treppenhaus und die Stiege

hinunter. Bei der zweiten Wendung schlug er sich an die Stirne und rief: „Der Teufel solls holen!“, drehte sich um und stieg wieder stöhnend die Stufen hinauf. Ohne anzuklopfen trat er in das Zimmer seiner Frau, suchte den Hut, der inzwischen von der Bettdecke verschwunden war und sagte: „Habe den verfluchten Hut vergessen. Bin umsonst die ganze Stiege hinuntergerannt. Es ist ein Elend!“ Unter der Türe drehte er sich halb um und brachte mühsam und kaum verständlich die Worte hervor: „Der Doktor, der ist ein Grobian, also gute Besserung, und komm bald!“

Schwester Hildegard sah ihn aus dem Zimmer treten, ging auf ihn zu und sagte: „Ihre Frau liebt Blumen sehr, wenn Sie ihr eine Freude machen wollen. Und wenn Sie guten alten Wein, eine edle Sorte im Keller haben, das würde ihr auch helfen.“ Staunend sah sie, wie der dicke Mann mit einer unerwarteten Behendigkeit dem Gang entlang und die Treppe hinunter verschwand, dann ging sie eiligen Schrittes in Frau Klaras Zimmer. Dort richtete sie die Blumen, strich die Decke glatt, fühlte den Puls, summte die Melodie eines fröhlichen Liedes, strich der guten Frau die Haare aus der Stirne und schaute ihr lieb in die Augen. „Er meint es nicht so bös“, flüsterte Frau Klara, „er ist nur unglücklich in sein Unternehmen verliebt. Er denkt nur und allein nur an sein Geschäft, das er so groß ausgebaut hat.“ „Und Sie, getreue Ehefrau, Sie haben ihn die ganze Zeit nach Noten verwöhnt“, sagte mit feierlichem Kopfnicken Schwester Hildegard, hob lächelnd den Drohfinger, „und jetzt müssen wir zwei mit allen Kräften versuchen, den Schaden gutzumachen. Das wird uns prächtig gelingen, nur Mut. Ich werde Ihnen mit aller Sorgfalt neue Lebenskraft, Tropf um Tropf einträufeln.“

Mit einer Ruhe und Besonnenheit, die eigentlich gar nicht ihrer Jugend angepaßt war, verstand es Schwester Hildegard solch brenzlige Situationen zu überbrücken. Wäre sie jedoch an diesem Nachmittag bei ihr daheim, in der altmodischen Bauernstube auf dem Luegiband am Tisch gesessen, dann hätte sie wohl die längste Zeit ihre erprobte Gelassenheit verloren.

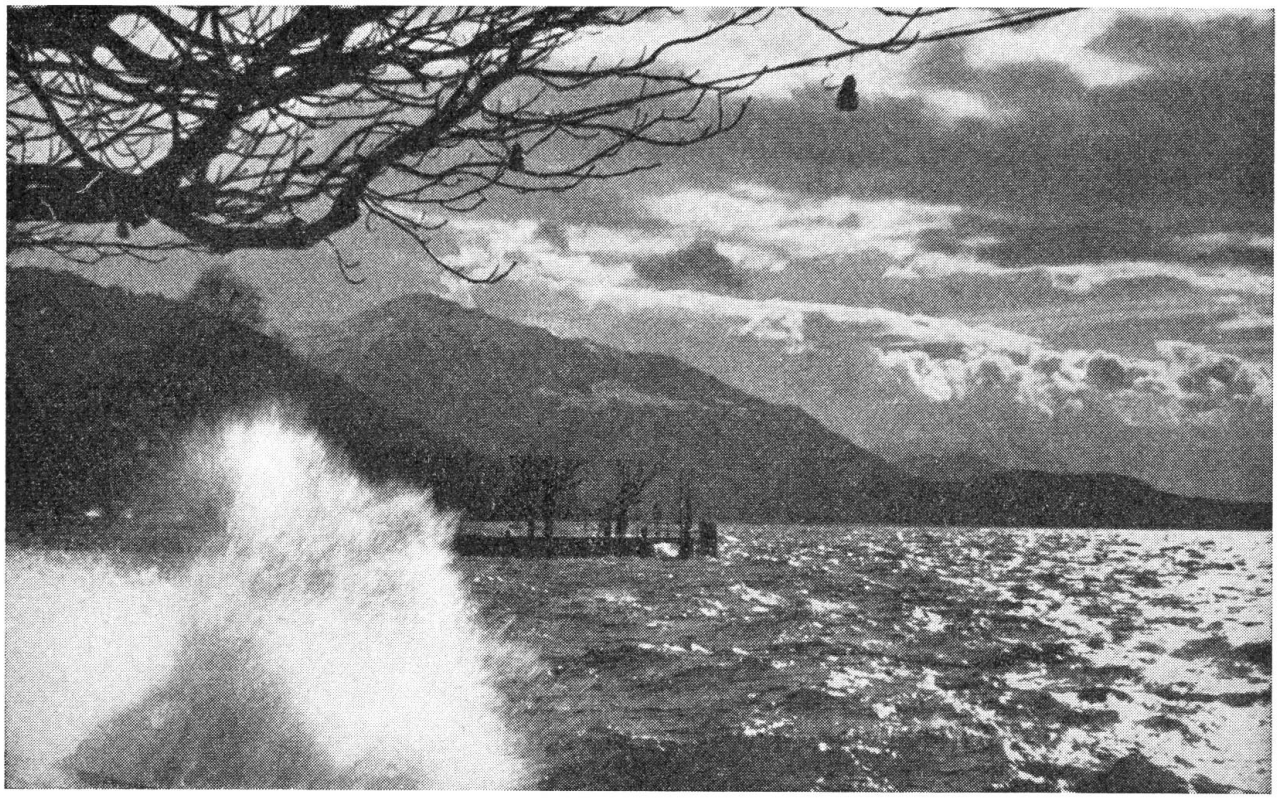
Die Versuchung.

Ein fremder Herr mit einer Hornbrille, die ihm wie ein kleines Velo auf der Nase saß. Mit einer dicken Mappe aus feinem Leder, die er schon kurz nach der Begrüßung mitten auf den Stubentisch gelegt hatte und die er bei jeder Gelegenheit mit seiner fleischigen, beringten Hand beklopfte, dieser Herr verfeuerte einen Sprühregen von spitzig ausgesprochenen, schriftdeutschen Sätzen und Redewendungen in das Gesicht des Bergbauern hinein. Schwester Hildegards Vater saß im Winkel unter dem Kreuz mit dem Palmzweig, die Ellbogen auf der Tischplatte aufgestützt, das Kinn in die Hand vergraben und hörte mit unveränderlicher Miene dem hastigen Reden zu. Sein Sohn Andres kam herein, klopfte an das Barometer, blieb einen Augenblick hinter dem breiten Rücken des Fremden stehen, schüttelte den Kopf und verschwand wieder. Die Frau Martha holte einen Flickstrumpf von der Kommode, dann wieder einen Sonntagstschopen aus der Kammer. Jedesmal versuchte sie ihres Mannes Blick auf sich zu lenken, gab ihm Zeichen, sagte aber kein Wort.

Wie gebannt hörte der Bauer zu. Nicht einmal Lisbethli, sein liebes jüngstes Kind, beachtete er, da es mit bloßen Füßen eintrat, lange bei der Türe stehen blieb und sich dann nahe zu ihm auf die Eckbank setzte. „Du sollst zur Mutter in die Küche kommen“, flüsterte es ihm ins Ohr. „Geh“, sagte er nur, ohne den Kopf zu wenden, schaute ihm nicht einmal nach, wie es folgsam und enttäuscht hinaus trippelte, die langen blonden Zöpfe über dem schmalen hohen Rücken auf dem bunten Kleid.

Schon am Vormittag war dieser Herr auf dem Luegiband mit dem Vater über die Matten gestiefelt, bis zum alten Haus in der Oberweid, hinüber zum Graben und Wald gegangen, auf der Mistplatte im Sunnrain gestanden, hatte mit seinen langen Armen in alle Richtungen gezeigt und unaufhörlich geredet.

Vaters Teller und Besteck war noch lange nach dem Mittagessen auf dem Tisch gelegen. Aber für den Fremden wollte Frau Martha nicht auftischen, trotzdem sie für jeden herge-



Föhnsturm auf dem Zugersee
Foto Räber, Zug

laufenen Kundi oder Bettler immer eine warme Suppe und ein Stück Käs und Speck bereit hatte. Kein Glas und kein Küchli kam auf den Tisch. Monika, die zweitjüngste Tochter, trat mit einem Korb voll Wäsche in die Stube und sagte keck: „Vater, ich soll hier glätten, hat die Mutter gesagt", und blieb vor den beiden stehen. „Nachher", murrte der Vater. Seine Strubelschnäuze bewegten sich kaum, „geh jetzt". Einen Augenblick geisterte es wie Zorn in den Augen Monikas, dann warf es den Kopf zurück, stellte den Korb mitten auf den Boden und ging hinaus. Die Türe nahm es nicht eben sachte hinter sich zu.

„Also, ich nehme die ganze Länge, von hier weg, vom Zaun an, alles vom Felsabsturz bis zum kleinen Wald, die ganze Breite", sagte der deutsche Herr, „das alte Haus mit Stall und die vier Wiesen bis hinüber und den Sonnenrain. Einverstanden? Aus dem Haus mache ich ein echtes Schweizerchalet, das verkaufe ich einem Romantiker. Im Ganzen werden hier vierzehn Ferienhäuschen aufgestellt, jedes mit großem Umschwung. Die Leute wollen heutigentags allein sein. Guter Herr, sorgen Sie für Wasser. Ich baue die Seilbahn vollständig neu, mit einem kleinen Klosteranteil für Sie. Sie haben dann immer noch die große Wiese hier neben dem Haus, die Weiden bis zum hohen Wald und auf der anderen Seite, jenseits der Kolonie diese prächtigen Sonnenhänge. Also machen wir nicht langes Geflummer, schlagen Sie ein, ein solches Angebot bekommen Sie ihren Lebtag nicht mehr, einverstanden", und dazu streckte ihm der Deutsche über seine dicke Mappe hinweg die Hand über den Tisch entgegen.

Des Bauern Kinn blieb in der Hand vergraben, nicht ein einziges Zucken, nicht einmal ein Beben der Wimpern konnte verraten, was hinter der gerunzelten Stirne beschlossen war. Dem abgründigen Schweigen begegnete der fremde Architekt mit einem neuen Wortschwall: „Was meinen Sie, mein Gutester, die neue Seilbahnanlage kostet mich eine mächtige Stange Geld. Meine Leute wollen nicht mit einem solchen, lebensgefährlichen Gefährt hier heraufturnen. Da muß eine tolle Kabine her. Für den Transport

des Baumaterials muß ohnehin eine starke Anlage gebaut werden. Und wie ist es mit dem Bauholz? Können Sie bis Mitte März für die dreizehn Dachstühle Holz aus Ihren Wäldern herrichten?"

Endlich hob sich der Kopf in der Ecke. Die Hand verschwand hinter dem Tisch, suchte in der Tasche nach Pfeife und Tabak, brachte einen schwarzen Lederbeutel mit kupfernem Gusler zutage. Während dem umständlichen Pfeifenstopfen kamen bedächtig die Worte hervor. „Ja mit dem Holz, das wäre die kleinste Sorge, da müßte ich einmal mit dem Förster reden." „Aber begreifen Sie doch", hackte der Architekt sofort ein, „ich wohne in Frankfurt, das ist eine ganze Menge Kilometer, bis man nur bis in Ihr Bezirksort hergereist ist und dann noch diese langweilige Fahrt bei schmalen Straßen im engen Tal bis vor den Berg. Sie müssen doch verstehen, ich kann doch nicht alle Nasen lang wieder zu Ihnen herreisen. Geben Sie mir Ihr Wort und Ihre Unterschrift, die nebensächlichen Bedingungen werden später in aller Minne geregelt." Der eifrige Herr packte schon die Mappe aus, mit vorgedruckten Formularen. „Also Ihr vereidigter Bezirksgeometer wird die ganze Sache nach meinen Angaben ausmessen. Auf ein paar hundert Quadratmeter hin oder her, kommt es nicht an, Hauptsache ist der verabredete Preis pro Meter und die Kaufsumme für Haus und Stall in der Oberweid, nicht wahr."

Langsam öffnete sich die Stubentüre. Frau Martha trat ein, kam ruhig an den Tisch. Nur an ihren geröteten Wangen konnte man ihre Aufregung erkennen. Eindringlich, aber ohne Hast sagte sie zu ihrem Mann: „Du wirst doch nicht unterschreiben, ohne mit dem Andres, mit den erwachsenen Kindern zu reden." Der Bauer, immer noch mit seiner Pfeife beschäftigt, schaute auf, suchte mit einem harten Blick die Augen seiner Frau und sagte: „Laß mich jetzt endlich in Ruhe, hörst du." Das Blitzen unter den dichten Brauen ließ sie erschaudern. Ohne ein weiteres Wort machte sie kehrt und ging. Die Türe ließ sie hinter sich offen stehen.

„Der Preis", sagte der Bauer, während dem Anzünden, „der Preis ist noch nicht verabredet, Ihr Angebot ist zu klein, da müßten Sie schon noch etwas dazutun." Mit diesen Worten wurde ein Feilschen und Markten eröffnet, alle Ueberredungskunst entfesselt, alle Vor- und Nachteile gedreht und gewendet. Der Architekt zeigte Pläne von Häusern und Kolonien, zeichnete mit einem Kohlenstift die ganze Landschaft mit Wald und Felsen, setzte hübsch verteilt die vorgesehenen Giebel hinein, zauberte Busch und Hecken auf das Papier und rutschte mit dem Preis langsam höher. Der Besitzer dieser flott gezeichneten Liegenschaften schaute mit Spannung zu, wie der Stift das große weiße Blatt in ein Bild verwandelte und meinte am Schluß: „Das können Sie mir wohl dalassen. Ich möchte es gerne meiner Frau zeigen. Sie brauchen es ja nachher nicht mehr. Aber jetzt habe ich Hunger. Ich möchte endlich mein z'Mittag essen. Ich komme noch mit Ihnen zum Bähndli und lasse Sie am Seil hinunter. Wir können ja bis dorthin auch noch reden."

Was blieb dem deutschen Unternehmer noch übrig als einzupacken. Die Worte kamen so bestimmt und energisch unter den wilden Schnäuzen hervor.

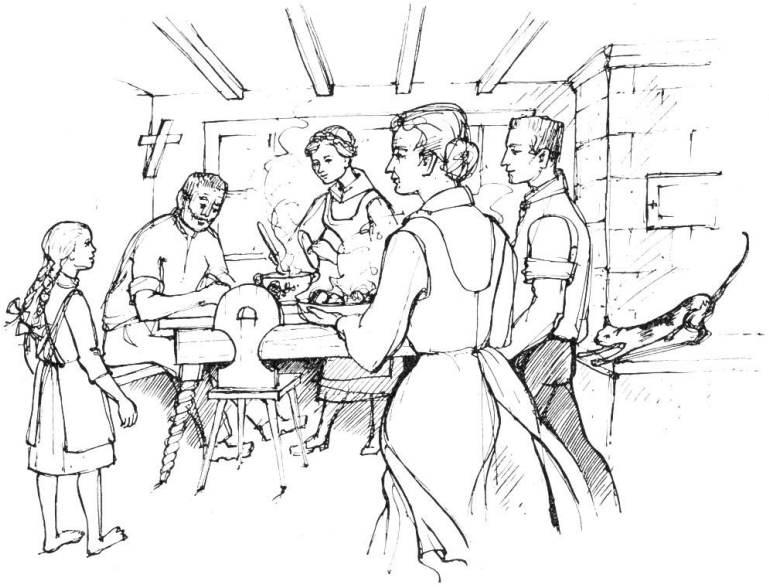
„Ich möchte mich noch von Ihrer verehrten Frau Gemahlin verabschieden, von Ihrem Sohn und den wackeren Töchtern", lenkte der große Mann schließlich ein. „Ist nicht nötig. Die haben zu tun. Kommen Sie jetzt", sagte der Bauer freundlich und schritt ihm voran. Der eine schweigsam, der andere unaufhörlich redend stiegen sie das Sträßchen hinab, bis zu dem Bretterverschlag, in dem das Gehänge mit zwei Lattenbänkli über dem Abgrund auf sie wartete. Auf seine vielfachen Fragen, wann er wiederkommen, wann die nächste Besprechung stattfinden könne, erhielt er nur den Bescheid, er solle jetzt einsteigen, er wolle jetzt das Wasser einlassen. Aengstlich rückte der schwere Mann auf dem Lattenrost seines Sitzes hin und her. Das Wasser rauschte in den Behälter. Mit einer Hand an der Bremse sagte der Bauer: „Es hat mich jetzt interessiert, was meine Liegenschaften wert sind. Dank dafür! Aber Sie brauchen nicht noch einmal zu kommen. Ich verkaufe keinen Meter, auch wenn Sie mir das Dreifache bieten. Gute Fahrt!" Mit einem Ruck und mit krächzendem Gleiten verschwand das erstaunte Gesicht in der Tiefe.

Langsam, mit bedächtigen Schritten, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ging der Bauer zu seinem schönen Berghaus hinauf. Schwarz vom Sonnenbrand waren die Balken der Hauswand, hell blitzten die Fenster, und die Untersichten der Klebdächli schimmerten silbergrau.

Beim Gartenhag blieb er stehen, schaute mit weiten Blicken über seine Matten und Wälder und hinüber zum alten kleinen Haus in der Oberweid, zum Graben mit den uralten, hohen Bäumen und weiter hin zum Sunnrain. Ein Lächeln spielte in seinem wetterharten, braunen Gesicht, ein stillvergnügtes Besitzerlächeln. Dann ging er die paar Schritte zur Türe und trat ein.

Auf dem Tisch dampfte die Suppe im Teller, leuchtete die Sonne im hellen Most im Glas. Er setzte sich, begann zu beten und dann seine Suppe zu löffeln.

In wenigen Augenblicken kam die ganze Familie herzu, zuerst Monika mit fragenden Augen, dann Lisbethli, eiligen Schrittes, die Mutter mit der Fleischplatte und Andres, der junge Bauer mit seinen kräftigen Armen und schweren Händen. Alle warteten sie auf das erste Wort. Aber wenn schon der Vater erst nach drei Uhr zum Mittagessen kommt, muß man ihn wohl zuerst mit dem Essen anfangen und einen kräftigen Schluck nehmen lassen. Soviel Anstand und Barmherzigkeit ist doch in jedem guten Haus daheim. Lisbethli verliert zuerst die Geduld: „Was hast du jetzt mit dem Mann gemacht?“ Der Vater kaut und schluckt und meint mit schlauem Blinzeln: „Ich habe ihn ins Tal hinuntergelassen“, dann holt er sich mit der Gabel ein fettes Stück Speck aus den Bohnen in der Platte. „Aber du wirst ihm doch nicht zugesagt haben, Vater!“ frägt die Mutter voller Angst. Der Bauer, der auch beim Jassen seine guten Trümpfe zu sparen weiß, läßt die gespannten Gesichter noch ein wenig warten, dann sagt er trocken. „Hier auf dem Luegiband wird der gute Schweizerboden nicht nach Deutschland verkauft. Und das sage ich Euch. Solange ich hier zu befehlen habe, solange bleibt aller Boden in unseren Händen. Der Großvater hat die Oberweid und ich habe den Sunnrain und den vorderen Wald dazugekauft und das nicht zum Spekulieren. Nein, dazu ist mir mein Land zu lieb. Mutter, hast du mir das zugetraut? Die Angst hat dir ja aus den Augen geglitzert. Du kannst dich in solchen Dingen schon ganz gewiß auf mich verlassen. Da schau her“, und damit nimmt er die Zeichnung des Architekten unter seinem Sitzkissen hervor, „so schön hat er mir alles vorgemalt, aber das Herz hat sich nicht einen Schlag lang verführen lassen.“



In wenigen Augenblicken kam die ganze Familie herzu.

Und nun gehts an ein Rücken und Rutschen, die Köpfe beugen sich über den Tisch

und die Zeichnung. Alle wollen zugleich alles sehen, Lachen und Kichern erfüllt die Stube, aus der die Angst wie ein Räuchlein verschwunden ist.

Von lilavioletten Beinen und einem Krähennest.

Wer konnte auch auf die Idee kommen, mit solch einem Ansinnen zum Bauer auf das Luegiband hinaufzufahren. Nur ein Mensch, der mit den Verhältnissen dort oben in keiner Weise vertraut und bekannt war. Wohl war Frau Martha in jungen Jahren weit im Ausland herumgereist. Sie war als Mädchen bei reichen Leuten im Welschland in Stellung gewesen, hatte mit diesen je nach Jahreszeit den Standort gewechselt. Die Familie besaß Hotels in Spanien, Italien und Frankreich. Wenn die Herrschaft während der Saison in einem solchen Hotel wohnte, mußte Martha mit den Kindern mitreisen. Die Erlebnisse in den großen Fremdenzentren erschreckten sie. Uebersättigt von der mondänen Welt war sie plötzlich heimgereist, war nie mehr zu bewegen gewesen, ins Ausland zu gehen.

Mit Freuden war sie als junge Frau auf das Luegiband hinauf gezogen und hatte sich dort mit ihrem lieben Mann unter dem Schindeldach eingenistet. Nach kaum drei Jahren spielte schon ein Mädchen mit seinem kleinen Bruder in der Wiege.

Damals hatte noch der Remigi, der zehn Jahre ältere Bruder ihres Mannes im gleichen Haus gewohnt. Seitdem das Heimwesen Sunnrain dazugekommen war, hatte er dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine Liebe zu den Bergen, zu Pflanzen, Tieren und Kräutern erfüllten sein Leben. Er half bei dringenden Arbeiten, dann aber, nach wenigen Wochen, zog er sich wieder in das Haus auf dem Sunnrain zurück, las Bücher über Heil- und Pflanzenkunde oder ging wochenlang über die Alpen. Nur wenn gegen den Winter zu ein Holzschlag in Angriff genommen wurde, dann kam er mit Axt und Säge daher.

Der Wald in der Fluh ob dem Luegiband war eine gefährlich wilde Gegend. Kein Förster wagte sich dort hinauf, das Holz zu zeichnen. Oft sprachen die Leute im Tal davon, es sei Gott versucht, wie die beiden Brüder dort oben Tannen fällten und den Sturz der mächtigen Bäume mit gellenden Jauchzern begleiteten. Die gleiche Hand, die ein zartes Pflänzchen oder Blümlein sorgfältig zerlegen konnte, führte auf verwegene Art die Axt in den hohen Tossen. Mit den Jahren war der Onkel Remigi älter und vorsichtiger geworden. Sein Bart mit Grau gespränkelt, sein Rücken vom vielen Tragen schon etwas krumm. Aber immer noch zeigte sein Gang einen eigenen Schwung. Man wollte ihm nicht recht glauben, wenn er seine Erinnerungen vor 50 Jahren zum Besten gab.

Der einzige Kiltgang seines Lebens führte ihn über den Geißberg ins benachbarte Hochtal. Sein Vater machte ihm Vorwürfe, er habe von dort die Maul- und Klauenseuche in den Stall gebracht. Nach dieser Erfahrung unterließ er ähnliche Bemühungen und kochte sich seine Suppe allein.

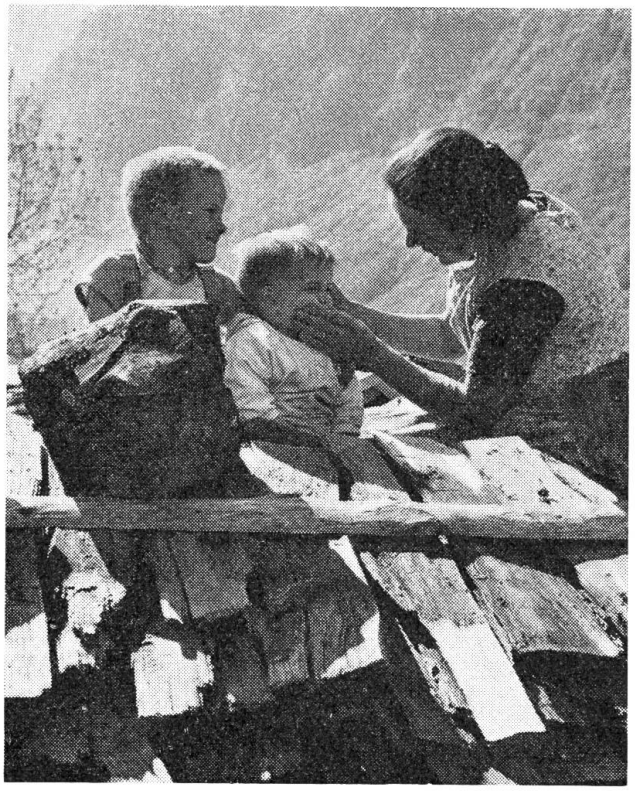
Die Kinderkrankheiten auf Luegiband brauchten keinen Arzt. Onkel Remigi braute seinen Tee, erzählte Geschichten, legte Pflaster auf, machte Wickel und zauberte so bald wieder rote Farbe auf die runden Backen. Er half den Kindern und den Kühen, den Kalbern und den alten Leuten, wo man ihn um Hilfe anging.

An einem Abend nach dem Heuen zeigte ihm der Vater die Zeichnung des Architekten und berichtete ihm von der geplanten Kolonie. „Gar keine schlechte Idee“, brummte Remigi in seinen Bart, „das alte kleine Haus in der Oberweid steht eigentlich schon lange ohne Nutzen da. Früher haben im Sommer Hildegard und Berta dort gehaust und geschlafen. Die Jüngeren wagen, wie es scheint, nicht mehr dort allein zu übernachten. Man könnte das Haus mit wenig Geld und Arbeit zu einer Ferienwohnung einrichten, auch im Winter, der grüne Kachelofen ist noch gut.“

Frau Martha hörte aufmerksam zu. Noch am gleichen Abend stieg sie den Weidweg hinauf, klopfte Böden und Wände ab, musterte die Fenster und Türen, und stieg bis unter das Dach hinauf, um Ziegel und Balken in Augenschein zu nehmen. Sie schrieb dort im Dämmerlicht manchen Zettel voll und kam erst spät wieder heim.

Seit Jahren kam auf den Herbst zu ein alter Zimmermann auf das Luegiband. Er war sich gewohnt hier einen guten Trunk, kräftige Kost und auch etwas Arbeit zu finden. Er flickte Dach und Fach, die Schindeln auf der Wetterseite und den Boden auf der Laube. Manchmal blieb er den ganzen Winter hindurch, rüstete Bauholz für die Alphütten.

Dies Jahr kam er mit seinem Rucksack und Werkzeug früher als sonst. Frau Martha hatte ihm eine Karte geschrieben. Eine so freundliche Einladung hatte er noch nie bekommen. Das sei ein Kinderspiel, meinte er bei der Besichtigung des Oberweid-Hauses. Da müsse er nur eine genaue Holzliste ausziehen und mit dem Notwendigen anfangen. Es wäre natürlich ein Vorteil, wenn der Andres gleich nach dem Embd einen Graben ziehen würde von der Brunnstube bis oben ans Haus, damit die Wasserleitung noch vor dem Schnee in den Boden komme. Das andere wolle er schon übernehmen. Wenn aber ein Bad und modische Neckereien verlangt würden, in diesem Fach sei er kein Meister.



Die Tessinertante inspiziert den Nachwuchs im Urserntal
Foto Leonard von Matt

Wie war auch nur der alte Christian auf die Idee gekommen, hier oben von einem Bad zu sprechen. Am Ende der Woche aber wurde er gewahr, daß diese Einrichtung wohl nicht zu umgehen sei. Eben war er im Begriff den Stubenboden im Oberweid-Haus aufzubrechen, da kam ihm durch den aufgewirbelten Staub eine Stimme entgegen: „Guten Tag, Christian, bist du als Ein- und Abbrecher hergekommen?“ Er betrachtete aus seiner knienden Stellung zuerst ein paar weichlederige, spitze Schühlein, darüber lilaviolette, enge Hosenbeine, weiter oben einen schwarzen, dicken Pullover und endlich ein Mädchengesicht mit einer Babelfrisur. Der Rauch, der aus dem rotgefärbten Mund kam, vermischte sich mit dem Staub in der Luft und mit den Worten: „Kennst du mich noch, Christian?“

Da mußte sich der alte Zimmermann doch mühsam und erstaunt aufrichten, die Augen ausreiben, Luft durch die Nase ziehen und mit der Hand über das Gesicht fahren, bis er aus dieser Figur einen Reim machen konnte. „Bist du das Berti“, fragte er, „oder ein Teufelsfratz?“ „Gut geraten, alter Holzwurm“, lachte das Mädchen, „jawohl ich bins. Das letzte Mal hast du mich noch mit Züpfen gesehen. Das ist lange her, vier Jahre.“ — Des Zimmermanns Blicke wanderten an der hohen Gestalt auf und ab, als ob er auch diesen Bau renovieren dürfte. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Wie kann man sich nur in so kurzer Zeit so fürchterlich verändern.“ „Du bist natürlich nicht scharf auf die moderne Linie, aber für das uralte Haus, bist du der rechte Mann. Magst eine Zigarette?“ Christian wehrte ab: „Nein, habe vom Zuschauen schon genug.“ Dann spazierte das Fräulein mit den weichen Schühlein in den Spänen herum und erzählte ihm, wie es vom Postdienst in das städtische Telegraphenamt hinübergewechselt habe. Wo überall es zur Ausbildung gewesen sei, parlierte ein wenig französisch und italienisch, fuchtelte ihm mit lackierten Fingernägeln vor der Nase herum und sagte: „Sprachen muß man lernen, Sprachen. Dann geh ich zur Swiß-Aer und nach Uebersee.“ Christian lachte ihm ins Gesicht: „Aber auf diese Turmbaufrisur kannst

du noch keine Mütze aufsetzen, das wäre ja wie ein Krähennest."

Trotz aller Eleganz und modernstem Chik konnte Berti dem alten Zimmermann nicht imponieren. Aber auch seine Mutter im Luegiband war von dieser Kostümierung wenig entzückt. „Wenn du in der Stadt herumlaufen willst wie ein Freimaurer-Götzenbild, kann ich dir wohl nichts mehr verbieten. Aber wenn du heimkommst, will ich nicht die Leber verderben mit Aerger. Such dir in deinem oder Hildegard's Schrank einen anständigen Rock, oder geh ins Bett. So kommst du mir nicht zum Nachtessen. Oder hast du Kleider mitgebracht? Wie willst du morgen in die Kirche gehen in dieser Aufmachung? Dann geh lieber noch heute abend wieder fort in die Stadt."

Berti kannte Mutters verschiedene Tonlagen sehr gut. Es spürte wohl, daß jetzt für Erklärungen und Ausflüchte nicht der richtige Zeitpunkt war. Ohne ein Wort zu erwidern, verduftete es in die Küche, nahm aus dem Gänterli ein Stück Brot und Käs und verschwand in den oberen Gemächern. Zum Nachtessen kam es nicht, wohl aber am Morgen rechtzeitig zum Frühstück und zwar in Hildegards bestem Sonntagskleid.

Drei Gespräche.

Auf dem Heimweg vom Sonntagsgottesdienst sprangen Berti und Monika voraus, um zuerst beim Seilbähnli anzukommen. Im Nu nahm das lotterige Gefährt den Sprung über den stotzigen Wald und die zerklüftete Felswand hinauf. Christian bediente die Station, schaute mit Vergnügen auf das prächtige Kleid Bertis und brummte zufrieden: „So gefällst du mir besser."

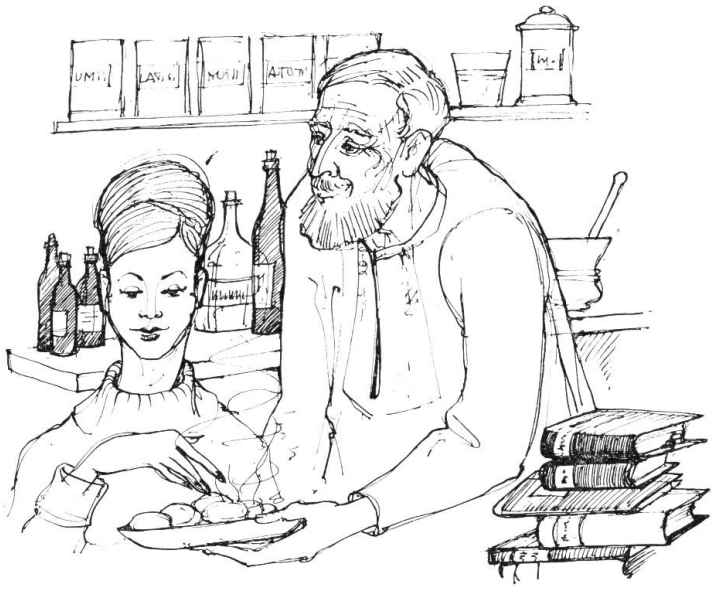
Monika war vor zwei Jahren aus der Sekundarschule gekommen und war daheim eine geschätzte Hilfe. Eilig stieg es den Weg hinauf und sofort in seine Kammer, schlüpfte aus dem Sonntagsstaat, um sich flink für das Essen zu rüsten. Berti kam ihm nach mit der gleichen Absicht, nur schlüpfte es nicht in eine Küchenschürze, sondern in seine Fantasiehosen. Monika fragte: „Warum trägst du solch verrücktes Zeug? Du weißt doch, daß sich der Vater ärgert." Berti vor dem Spiegel mit Haarnadeln zwischen den Zähnen und beide Hände in der Frisur vergraben, lispelte: „Vater hat kein Wort gesagt." Und die jüngere Schwester geschwind: „Du weißt doch, wie er lange schweigt. Aber ich weiß, er hätte die größte Lust, dir deine Hosen mit samt Inhalt zu verbläuen." „Dann soll er's doch sagen", gab die ältere Schwester keck zurück. Unwillig und eindringlich sprach Monika: „Ist doch unser guter, lieber Vater, statt ihm Freude zu machen, verdirbst du ihm den ganzen Sonntag und die Woche dazu." Nun wendete sich Berti von seinem Spiegelbild ab und dem Mädchen zu und sagte schnippisch: „Hör mal, kleine Schwester, jeder junge Mensch muß heute für seine Eigenart kämpfen. Wer sich nicht durchsetzt, wird nichts. Die sollen sich daran gewöhnen, daß die heutige Jugend nicht mehr so altmodisch und hinterwäldnerisch denkt, verstanden." Halb erschrocken, halb erbost gab Monika zurück: „Also gut, kämpf du, ich geh kochen!" und sprang im Wirbel die Stiege hinab.

Im Einschlüpfen in den Pullover sah Berti durch den Halsausschnitt und das Fenster hindurch den Onkel Remigi den Rainweg hinauf gehen. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Bevor Vater und Mutter vom Seilbähndli heraufkamen, sprang es aus dem Haus und ging dem Graben zu und zum Sonnrain hinüber. Dort erwartete es den bedächtig daherschreitenden Onkel vor seiner Haustüre und begrüßte ihn mit den Worten: „Grüezi Herr Dokter, wie stehts mit der modernen Heilkunde?" Erstaunt sagte der gebeugte Mann: „Schau, schau, das Berti. So, so, haben sie jetzt sowas aus dir gemacht in der Stadt. Komm nur herein." „Ach, ich möchte so gerne wieder einmal in deine Hexenküche hineinschauen, Onkel", bettelte das Mädchen. In der Stube lagen Bücher und Bildbogen zu Haufen geschichtet auf Kanapee, Bank und Tisch, Zeichnungen und Zeitschriften. Im Gestell an der Wand standen Blechbüchsen mit lateinischen Namen, Flaschen mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllt. Der gute Mann hatte ja kaum Platz zum Sitzen und Essen.

In der Küche sah der Wirrwarr noch übler aus. Berti guckte in alle Räume und Pfannen, steckte die Nase in jeden Topf. Der Onkel

begann in aller Ruhe Kartoffeln zu schälen und gab auf die vielen Fragen seiner Nichte geduldig Antwort. Er fragte, ob es hier bei ihm essen wolle. Berti war einverstanden, half ihm aber mit keiner Handreiche beim Kochen. Es musterte die alten Kräuterbücher. Mit erstaunlicher Sicherheit hantierte der Onkel am Herd, fragte nach Bertis Beruf und Gesundheit und schien bester Laune zu sein.

Teller an Teller assen sie auf dem schmalen freien Platz am Tisch und plauderten. Des



Onkels gleichgültige Gelassenheit begann Berti in die Nase zu stechen.

Onkels gleichgültige Gelassenheit begann Berti in die Nase zu stechen. Es fragte mit einem kecken Seitenblick: „Was sagst du eigentlich zu meinem Kostüm?“ Der Onkel schaute nicht vom Teller auf, er sprach so vor sich her, mit einem Stück Brot und dem Messer in der Hand. „Die Kleider zeigen manchmal, wie es im Innern eines Menschen aussieht.“ „Und was meinst du, wie sieht es in mir aus?“ wollte Berti wissen. Remigi kratzte sich den Bart und meinte: „Ja, bei dir kann man es, glaube ich, noch nicht so genau sagen. Die Mädchen müssen entweder älter oder jünger sein.“ Diese rätselhaften Reden stachelten Berti zu neuen Fragen an. Ein munteres Feuerwerk knisterte zwischen den beiden Köpfen bis Berti von seinem Stuhl aufstand, sich keck vor den Onkel hinstellte und sagte: „Schau Onkel, das schätze ich an dir, du fällst nicht mit Faust und Hagelschlag über uns junge Menschen her. Ich möchte nur, daß Vater und Mutter auch so denken würden wie du.“

Langsam drehte sich der Heilkundige vom Tisch ab und wendete sein Gesicht mit einem hellwachen und einem halboffenen Auge dem großen Mädchen zu: „Bis jetzt habe ich gemeint, du wollest hören, was ich dir sage. Nun sagst du aber, du möchtest wissen, was ich denke. Das ist ein Anderlei. Das kannst du auch hören. Schau, bei dir ist es jetzt etwas später zutage getreten, wie bei andern. Die meisten Mädchen sind so um die Zwanzig herum damit fertig. Und in dieser Zwischenzeit zwischen Kind und Tochter hat jedes Mädchen sozusagen das Recht, so dumm zu tun, wie es nur mag. Glücklicherweise hängen die meisten ihre Dummheit an ihrer Außenwand auf. Damit jeder besonnene Mann gleich sehen kann, daß die Gans jetzt im dümmsten Stadium ist. So ist es für beide weniger gefährlich. Aber tröste dich Berti, das Uebel vergeht wie eine Kinderkrankheit. In einem Jahr lachst du über deine eigene Fotografie.“

Onkel Remigi hätte noch gerne weiter geredet, da er nun mal im Zug war. Aber ihm

fehlte plötzlich die Zuhörerin. Mit einem trotzigen Dreh war sie auf die Türe zu und aus dem Haus gesprungen. Der alte Mann lauschte ihren eiligen Schritten. Er schaute ihr nicht einmal nach, nahm die Teller und trug sie in die Küche.

Während der Vater in der Kammer sein Sonntagsnickerchen machte, kam Berti auf das Haus zu und sah die Mutter auf dem Bänklein sitzen. „Dein Essen steht auf dem Tisch", rief sie ihm entgegen. „Hab schon gegessen, beim Onkel im Sunnrain", sagte Berti spitzig. „Komm her, komm zu mir Berta", lud die Mutter ein, „hat er dir etwas Gutes aufgetischt?" Das Mädchen bequemte sich tatsächlich herzu und setzte sich. „Allerhand hat er mir aufgetischt, das kann man wohl sagen." „Wirst ihm wohl auch gut gefallen haben", meinte die Mutter mit leisem Hohn in der Stimme. Nun verlor Berti seine Beherrschung. Es hatte auf dem Rückweg seine Wut verwürgt, seine Tränen verbissen und schließlich im Grabenbach weggewaschen, und jetzt bohrte die Mutter schon wieder an der selben Stelle. „Hör mal, Mutter, ich will dir etwas sagen", platzte es heraus, „ich bin doch kein Säugling mehr. Ich verdiene seit Jahren meine Ausbildung und mein Leben selber. Ich lasse mir nicht mehr vorschreiben, was ich anziehen soll. Diese Kleider habe ich aus meinem eigenen Geld bezahlt. Wir Jungen lassen uns jetzt nicht mehr herumkommandieren. Wir wollen unser eigenes Leben leben, nach unserem Kopf. Und damit du es nur weißt. Ich habe einen Bräutigam!"

Das Mädchen barg seinen roten Kopf in beide Hände und weinte vor Wut und Trotz. Die Mutter zog aus ihrer Tasche ein feingefaltetes, weißes Taschentuch und bot es wortlos ihrer Tochter an. Diese nahm es, zerknüllte es und warf es in die Nesseln.

Lange schaute Frau Martha auf den krummen Rücken ihrer Tochter, wie sie von dem Weinen geschüttelt wurde. Sie begann erst zu reden, da sich das Schluchzen mählich beruhigte. „So, einen Bräutigam hast du? Wenn der dich solche Worte gelehrt hat, dann wünsche ich dir kein Glück in deiner Liebe. Wenn er dich aber aus dieser aufrührerischen Leidenschaft befreit, dann bring ihn einmal her. Ich möchte ihn kennen lernen. Weiß der Himmel, ich bin auch in großen Städten gewesen und habe gewiß die Augen vor der Welt nicht verschlossen. Aber mich hat ein gnädiges Geschick vor dem Verfall bewahrt. Ich bin dafür dem lieben Gott immer und immer Dank schuldig." „Hör auf mit deinem lieben Gott", schluchzte das Mädchen. Darauf faltete die Mutter ihre Hände im Schoß, bis es wieder mit Reden begann: „Wenn du schon von Liebe redest, warum hast du denn keine Liebe zu mir, zu deinem Kind, he? Machst ein Theater und verhöhnst mich wegen ein paar Kleiderfetzen, die dir nicht ins Aug passen. Das ist keine Liebe, das ist Tyrannei. Und gegen diese Tyrannei kämpfen wir, und wenn wir zugrunde gehen müssen."

In einem wilden Satz sprang Berti von dem Sitz auf und ins Haus. Die Mutter hörte, wie es der Monika rief und wie beide eiligen Schrittes den Weg hinunter gingen. Sie hörte an der Seilbahn hantieren, hörte das Wasser rauschen und das Surren der Rollen. Gebückt und bekümmert blieb sie lange vor dem Haus sitzen, bis die Sonne hinter dem Dach verschwand. Dann suchte sie nach dem zerknüllten Taschentuch und schritt langsam auf die Türe zu.

Mit dem großen schwarzen Hund im nächtlichen Wald.

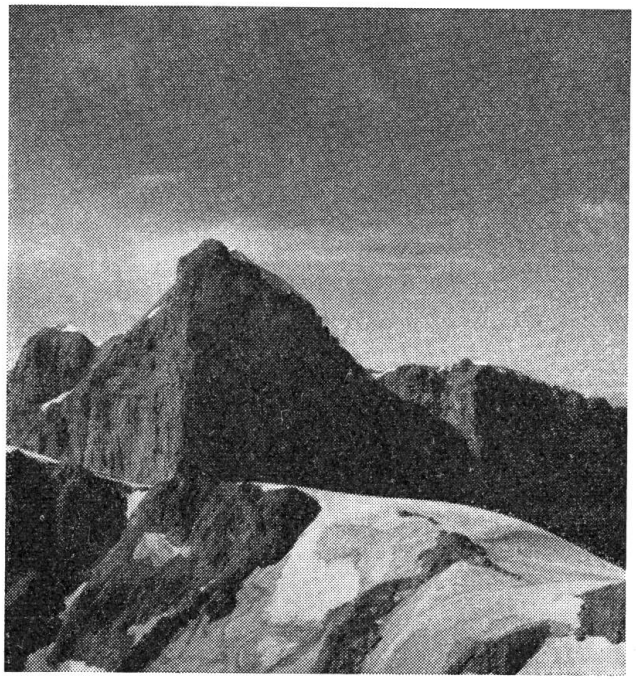
Im Spital waren alle Betten besetzt, jeder Saal und Platz überfüllt. Oft mußten die Patienten zu früh entlassen werden, früher als die Aerzte es verantworten konnten. Es geschah auch, daß gefährliche Rückfälle eintraten und dringliche Hilferufe den Arzt alarmierten. Die Kranken konnten zuhause nicht sorgfältig genug gepflegt werden, weil sie keine geschulte Hilfe erhalten konnten, oder weil die Verhältnisse eine entsprechende Pflege nicht erlaubten.

In solchen Fällen halfen die Pflegerinnen vom Spital auf Anweisung der Aerzte so gut es ging. Weil dieser sogenannte „Fliegende Schwesterndienst" immer mehr beansprucht wurde, kam Schwester Hildegard zu einem Autoführerschein und zu vielen Fahrten mit dem kleinen Spitalwagen.

Mit einem prall gefüllten Arztköfferli und ihrem Frohmut ausgestattet, flitzte sie durch

die Landschaft, wurde vom Spitalbett weg ins Fischerhaus am See oder in ein entlegenes Bergheimen hinauf geschickt. Ihre junge Fahrkunst und ihre berufliche Ausbildung wurde dabei oft auf eine harte Probe gestellt. Immerhin halfen ihr dabei nicht nur ihre zugriffige Art und das Geschick ihrer flinken Hände, sondern offensichtlich auch viele guten Geister, die sie in der Not vertrauensvoll um ihre Unterstützung bat.

Im späten Herbst steuerte sie ihr summendes Gefährt über einen schmalen Waldweg. Regen und Nebel hatten die gefallenen Blätter genäßt. Immer wieder wollten die Räder ausgleiten und von der hogerigen Fahrbahn rutschen und immer noch nahm der Wald kein Ende. Da sie endlich unter den schweren Aesten hervor in eine Lichtung hineinfahren konnte, versteckte sich die Sonne eben hinter dem Bergrükken und leuchtete abschiednehmend die Wolkenballen an. — Im Krankenzimmer des so abgelegenen Heimwesens fand sie eine junge Frau in schweren Herz- und Atemnöten und eine große Schar Kinder, die die Stube füllten. Bei diesen die überschäumende Lebensfreude dämpfen und der Kranken die Herz- und Lebenskräfte wecken, war vorerst Hildegards erste Aufgabe. Beides gelang nur teilweise. Die Frau hatte einen liederlichen Pulsschlag und sollte unbedingt in absoluter Ruhe liegen können. Hildegard verfolgte mit Spannung die Wirkung der Einspritzung, ob sie dem Arzt berichten solle, erkundigte sich nach dem nächsten Telefon und erhielt den Bescheid, es sei nach einem kurzen Gang in 10 Minuten mühelos zu erreichen.



Der Titlis in ungewohnter Sicht
Foto H. Odermatt

Inzwischen legten sich die Abendschatten sachte auf Baum und Matte. Vor dem Fenster fielen dann und wann vom kühlen Wind fortgetragen, braune, breite Nußbaumblätter hernieder. Aus dem Stall drang das Klirren der Kessel und das Muhen der Kühe.

Plötzlich zerriß ein Kinderschrei die friedliche Abendstimmung, ein Kreischen und Jammern folgte und trippelnde Schritte ertönten auf Stein und Holz. Hildegard sprang aus dem Zimmer und in den Gang hinaus und sah, wie das größere Mädchen seinen kleinen Bruder blutüberströmt zum Stall hinüber trug. Das also war das Resultat von Hildegards mahnenden Worten, der kranken Mutter zulieb schön still und brav zu sein. Der kleine Markus war auf den Tisch am Fenster geklettert, hatte sich zu weit hinaus gelehnt und wegen einem Stoß oder Schupf, oder weil er das Gleichgewicht verlor, war er Kopf voran auf die Steinplatte hinunter gestürzt. Aus Nase und Mund blutend, inmitten seiner blonden Ruibili und auf der Stirne je eine Beule von erschreckender Wölbung und Farbe, schrie er mit gellender Stimme nach seiner Mutter.

Schwester Hildegard trug ihn zum Brunnen, wusch ihm Gesicht und Hände, wobei ihre weiße Schürze etliche rote Flecken abbekam. Ihre Vorderansicht glich bald dem Gemälde eines modernen Malers und das Geschrei aller Kinder den Geräuschen aus dem Schweinestall, bei verspäteter Fütterung.

Unter diesen Begleitumständen war es für sie nicht so leicht, der kranken Mutter beizubringen, es handle sich nur um eine Kleinigkeit. Die Blutspuren und der Schrecken in Hildegards Gesicht deuteten auf das Gegenteil. Der Vater kam aus dem Stall und der älteste Bub. Schritte halten die Treppe hinauf und hinunter. Hildegard sperrte die Kin-

der kurzerhand in ein leeres Zimmer, legte den heulenden Markus in sein Bettchen, gab ihm ein raschwirkendes Schlafmittel und eilte wieder zur jungen Mutter hinunter, um den Puls zu überwachen.

In der Kammer eine Herzkrise, im ersten Stock eine Gehirnerschütterung, auf der Treppe ein bleicher, ratloser Vater, das war Schwester Hildegards Feierabend. Sie rief ihre guten Geister zuhilfe und gewann so die notwendige Ruhe und Gelassenheit, während der Wind die Wolken über die Berge trieb und dem Mond und den Sternen einen sauberen Nachthimmel ausfegte.

Spät erst konnte sie ihre Schürze ausziehen, ihr Köfferchen packen und den kleinen Wagen besteigen. Der Vater wollte sie ein Stück weit begleiten. Sie jedoch riet ihm, bei der Kranken zu bleiben und bei allfälliger Verschlimmerung des Zustandes, dem Arzt zu berichten. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung drückte sie auf den Anlasser, lenkte den Wagen auf das Sträßchen und fuhr in die helle Nacht hinaus.

Das Bord hinab und durch den ersten Wald holperte das treue Auto gemütlich über Steine und Rinnen. Hildegard setzte sich bequem zurecht und schaute aufmerksam in das Licht der Scheinwerfer. Vor dem nächsten Wald begann der Motor zu rupfen, zu schneuzen und zu stocken. Hildegard drückte auf die Knöpfe, zupfte und zerrte an allen Hebeln und dachte: „Ein Unglück kommt selten allein!“ Zweimal gelang es ihr noch den hustenden Motor wieder in Gang zu bringen, dann blieb er mitten im Weg vor den ersten hohen Tannen stehen.

Die junge Schwester verstand sich sehr gut auf Blutungen und Schmerzen, Störungen im Kreislauf und Verdauungsapparat, aber von den Eingeweiden eines Benzinmotor hatte sie keine blaße Ahnung. Wieder und wieder surrte der Anlasser, das Licht der Scheinwerfer wurde schwächer. Hildegard stieg aus. Sollte sie nun zurückgehen und dann eine Viertelstunde weit zum nächsten Telefon? Oder vorwärts durch den langen Wald und dort versuchen eine Garage zu erreichen?

Hildegard war von Natur aus nicht ängstlich und von ihrer Jugend auf dem Luegiband her gewohnt, nachts auf einsamen und holperigen Wegen zu gehen. Und überdies pflegte sie in solchen Fällen mit ihrem Schutzengel ein besonderes Abkommen zu vereinbaren. Sie sagte ihm: „Du geleitest und führst mich gut und sicher. Und dafür versuche ich, so zu leben, daß du dich in meiner Begleitung nie schämen mußt.“

Das Köfferchen mit den Spritzen und den gefährlichen Mitteln wollte sie nicht im Wagen zurücklassen. Tapfer schritt sie in den dunkeln Wald hinein. Da und dort schimmerte das Mondlicht durch. Zeitweise lichtete sich das Dunkel, dann wieder mußte sie den Weg ertasten.

Ihre Schritte im nassen Laub machten keinen Lärm. Der Wind hatte sich gelegt. Plötzlich hörte sie ganz nahe bei sich ein eigenartiges Schnaufen. Krippelig und kalt fuhr es ihr den Rücken hinauf. Einen Augenblick lang setzte ihr Herzschlag ängstlich aus. Fast schien es ihr, als ob noch andere Schritte zu vernehmen seien.

Sie hielt inne, um zu lauschen. Da sah sie neben sich einen großen dunkelhaarigen Hund, der sogleich auch stehen blieb. Seit ihrer Kinderzeit mit Hunden gut vertraut, redete sie ihn an: „He, Bäri, hast dich verlaufen!“ Der Hund wendete den Kopf und witterte aufmerksam. „Heh Fox, geh du heim.“ Vorsichtig wagte sie einige Schritte. Der Hund folgte ihr, die Schnauze kaum zwei Spannen weit vor ihren Füßen.

Wieder kam sie ins Dunkel hinein, das Trappen und Schnaufen neben sich und dann in eine Lichtung hinaus. Der Hund paßte sich fügsam ihrer Gangart an. Aber was war das dort vorne? Hatte sich nicht ein Schatten hinter das Gesträuch verschoben? Hildegard blieb stehen. Der Hund neben ihr hob den Kopf. Dort, wo der Weg wieder in das Dunkel der Bäume einbog, dort trat ein Mann aus dem Gebüsch auf den Weg und kommt näher, schwankt und verbirgt sich wieder hinter dem Stein. Hildegard greift an ihr Herz. Eine kurze Sekunde lang denkt sie an Flucht. Der Hund knurrt leise und drängt nach vorn. „Schutzengel, du weißt!“ sagt Hildegard laut, dann schreitet sie kräftig aus. Der Mann taucht wieder auf, kommt näher, bleibt stehen und macht dann wieder einige Schritte auf sie zu. Jetzt sieht sie, wie er einen

Ringelreihen im Maienblust
Foto F. Schneider

schweren Stock unter dem Arm hervornimmt. Der Hund knurrt böse. Nur noch zehn Schritte trennen sie. Der Mann tritt auf Hildegards Seite neben die Straße. Sofort wechselt der Hund dort hinüber. „Fox, bleib brav!" sagt die Schwester mit fester Stimme und dann, da sie auf gleicher Höhe mit dem Fremden ist: „Guten Abend!"

Kein Wort kommt aus dem Dunkel. Hildegard fühlt den Schrecken im Rücken und betet. Sie schaut nicht zurück. Gespannt lauscht sie auf jedes Geräusch. Nichts ist zu hören, außer ihrem Tappen auf dem weichen Boden und das heftige Atmen des Hundes, der wieder auf ihre linke Seite hinübergewechselt hat. „Schutzengel, jetzt gilt's!" Sie schreitet erneut ins Dunkel hinein. Sie tastet nach dem Rücken des Hundes, spielt mit seinen Ohren, krault ihm die Stirne, spricht mit ihm.

Endlich sieht sie weit vor sich, wie aus einem Tunnel, den bleichen Mondschein. Sie geht schneller, kann den hellen Punkt eines Lichtes erkennen. Ihr Herz schlägt froh. Sie eilt. Der Wald ist zu Ende, weit liegen die Matten vor ihr. Vom Hügel leuchtet aus der Bauernstube die traute Lampe. „Fox", ruft sie, „Fox", sie will den treuen Hund liebkosen, ihn, jetzt im hellen Schein recht anschauen. „Fox! Fox!" Kein Knurren und Jaulen gibt ihr Bescheid. Kein Schatten huscht über die Matte. Nirgends ist nur eine Spur zu erkennen. Hildegard bleibt stehen und staunt.

Dann schaut sie zu den Sternen hinauf und sagt: „Dank schön, lieb Gott, für deinen treuen Engel."

Der Bauer kommt in Hemd und Hosen an die Haustüre und wundert sich, so spät und allein ein junges Mädchen zu sehen. „Nein, nein", sagt er, „gute Schwester, um die Zeit telefonieren wir nicht in die Garage. Das dauert zu lange und kostet zu viel. Ich fahre Sie schnell in den Spital und den Wagen bringen wir Ihnen morgen, wenn wir die Milch in die Hütte führen. Aber jetzt kommen Sie zuerst hinein, meine Frau soll eine kleine Stärkung bringen, bis ich angezogen bin und den Wagen geholt habe."

Wie heimelig ist es hier in der Stube, so behütet und geschützt. Die Frau bringt Käs und Speck und bald auch einen heißen Kaffee. „So, durch den Wald seid Ihr gekommen? Wie geht's der Frau im Moos? Ihr seid schon noch tapfer, das muß man sagen. Ist ein wüster Wald in der Nacht und jetzt erst recht, seitdem die Fecker wieder umherstreichen, das lichtscheue Gesindel. Ein großer schwarzer Mann ist dabei, dem würde ich beim hellen Sonnenlicht nicht über den Weg trauen." Hildegard trinkt mit Wohllust aus dem heißen Glas und frägt: „Habt ihr einen Hund, einen großen dunkeln Schäfer?" „Nein, unser Bäri ist im Frühling von einem Auto angefahren worden. Seitdem haben wir keinen mehr. Und einen Schäfer, so einen gibt's hier in der ganzen Gegend nicht."

Draußen knattert der Motor des Autos. Hildegard dankt mit kräftigem Händeschütteln, nimmt sein Köfferli und steigt ein. Glückselig setzt es sich in das ächzende Polster und fährt neben dem plaudernden Bauern heim ins Spital.

Von einem schlimmen Sonntag.

Am Rathausplatz des Hauptortes stand Viktor Brunners Geschäftshaus. Früher eine bescheidene Bäckerei, heute ein vierstöckiger Koloß mit vielen Schaufenstern ringsum, ein Warenhaus in modernem Stil, das die gediegene Harmonie der andern Bauten stört. Viktor Brunner hatte vor fünfundzwanzig Jahren das Nachbarhaus mit hinterliegendem Garten, Stall und Holzhütte, mit Hühnerhof und Taubenschlag für wenig Geld von der Witwe des verunglückten Uhrmachers gekauft. Zum Leidwesen der anderen Geschäftsleute hatte er sein Unternehmen immer weiter ausgebaut, neue Artikel hinzugenommen und besonders den kleinen Geschäften durch billige Angebote die Kunden abspenstig gemacht. Nun stand schon der dritte Anbau vor der Vollendung. Bereits waren die großen Scheiben in die Schaufenster eingesetzt. Man werweißte und ratete, welche neue Branche er nun in diesem Teil des Unternehmens führen werde.

Unterdessen hatte ein strenger Winter dem Bauen vorläufig ein Ende gesetzt. Auf den Fenstersims lag Schnee und der Flockenwirbel, der die ganze Nacht munter herniedertanzte, schien noch neue Haufen zu versprechen.

Eingehüllt in dicke Mäntel, unter aufgespannten Regenschirmen und gegen den Wind ankämpfend, kamen die Leute am frühen Morgen zur Kirche. Trotz Schneegusi und eisigem Wind entdeckten die meisten die roten Plakate vor den blinden Fenstern des Neubaus. Auf jeder Scheibe prangte in großen Lettern mit fetten Buchstaben geschrieben:

Ich bin der dicke Klämmerlisack.
Die Konkurrenz ich zwick und zwack.
Bis daß verliert sie Schluck und Schnauf.
Und gibt den eignen Laden auf.
So wird mein Darm und Magen voll.
Ich werde dicker Zoll um Zoll.

Dieses prächtige Gedicht war nicht dazu angetan die Andacht in der Kirche zu fördern. Wohl aber auf dem Heimgang alle jene aufmerksam zu machen, die den spöttischen Text noch nicht gelesen hatten. Nach dem Hauptgottesdienst waren die leeren neuen Schaufenster so dicht belagert, wie es die gefüllten vorher nie gewesen waren. Da die Familie Brunner aber am Samstag jeweils erst gegen Mitternacht, von der überhetzten Arbeit erschöpft ins Bett kam, war zu dieser Stunde noch niemand außer Haus gewesen. Die Dorfbewohner konnten darum den Spruch nicht nur lesen, sondern in Ruhe auch auswendig lernen, bevor die Kunde von der zweideutigen Reklame zu des Besitzers Ohren drang.

Nun aber fuhr der dicke Viktor wie ein tollwütiger Hund in der Wohnung herum. Die Magd war nicht aufzufinden. Peter studierte an der Universität, Hans war in Deutschland auf Ausbildung. Dora und Maria weigerten sich. Die Mutter mußte ihrer Krankheit wegen jede Aufregung vermeiden. Also blieb dem erfolgreichen Geschäftsmann keine Wahl, er mußte höchst persönlich unter die Leute treten und mit Messer und Spachtel das rote Papier von den Scheiben kratzen.

„Denen werde ich die Hölle einheizen. Vor Kriminalgericht nehme ich die elenden Schmierfinken, vor den obersten Kadi!" schrie Viktor. — Die Plakate waren fachmännisch, mit gutem Leim und so hoch angeklebt, daß er eine Leiter holen mußte. Von diesem erhöhten Standpunkt aus schrie er über die lachenden Zuschauer hinweg: „Solche Missetäter sollte man am Dorfbrunnen aufhängen, Verleumder und Lügner, die ehrliche Leute und das aufstrebende Gewerbe verschimpfen. Den Gewerbeverband werde ich mobilisieren und vor dem Bundesgericht werde ich schon mein Recht holen!" „Du bist ja gar nicht im Gewerbeverband. Dich haben sie schon längst hinausgeschmissen, Viktor. Hast du das vergessen", rief ihm ein junger Bengel zu. „Nehmt ihm doch die Leiter weg", ertönte eine Stimme und schon begann das Gestell zu wackeln. Viktor mußte eilends hinunterklettern um nicht zu fallen. Schon flogen die ersten Schneeballen. Die Leiter verschwand in der Menge, und der dicke Klämmerlisack wurde wie ein Mostfaß im Schnee umhergewälzt.

Handwerker, die am Bau beteiligt waren, halfen ihm schließlich aus der Not und übernahmen die Säuberung an den Scheiben. Nur das Wort Klämmerlisack ließen sie stehen.

Trotz dem Schneegusi entdeckten die Leute die roten Plakate an den Schaufenstern.

Dieser Sonntag war auch sonst ein schlimmer Tag für die Familie Brunner. Die Hochschulstudenten der welschen Universitätsstadt hatten zu dieser Zeit ein Skirennen anberaumt. Nicht alle Teilnehmer waren gut trainiert. Ihre Pflicht und Aufgabe bestand ja vornehmlich darin, in den Hörsälen und hinter Büchern und Heften zu sitzen. Die Slalomfahrt war dies Jahr etwas kitzlig ausgesteckt. Auch in den Freiburger-Alpen wechselten an diesem Morgen Biswind und Schneetreiben miteinander ab. Die Stürze waren darum vielfältiger als die ausgesetzten Preise. Gegen Abend brachte man die drei Verunfallten, die nicht auf dem Platz behandelt werden konnten, ins Spital. — Schwester Hildegard hatte am Telefon alle Mühe, die hastig durchgegebene Meldung zu übersetzen. Sie war erst seit zwei Monaten hier um die Sprache zu lernen und weil sie noch fortbildende Kurse besuchen wollte. Gleich nach der Einlieferung mußte sie die Personalkarten ausfüllen. Sie las von den eilig hingekritzelten Worten die Namen: Jeannerat Gaston, Student, 1933, Brunner Peter, Student, 1936; Corpataux Anatol, Student, 1934. Sie dachte: „Junges Gemüse bringt heute unser Wagen", und wendete sich sogleich wieder den drängenden Arbeiten zu. Schon meldete sich Gastons Mutter in heller Aufregung. Später kam Anatols Bruder und Schwester. Verunfallte eines Autozusammenstoßes wurden durch den Eingang getragen. Das Telefon summte. Die allsonntägliche Ernte wurde bis in die Nacht herzugefahren.

Anderntags wechselte Schwester Hildegards Dienst. Sie war froh, nicht mehr am Schalter und parlieren und Auskunft erteilen zu müssen. Viel lieber weilte sie in den Krankenzimmern, an den Betten der Leidenden, oder bei den Kindern.

Sie wurde auf die dritte Etage befohlen, zur Hilfe der beiden Ordensschwestern, die dort seit Jahren mit unendlicher Geduld und Aufopferung ihren Dienst versahen. Mit den ersten Instruktionen erhielt sie auch den Hinweis: „In Nummer 307 sind zwei Studenten, die sollten still liegen und haben lauter Dummheiten im Kopf. Mit diesen beiden müssen Sie streng sein, Schwester Hildegard, sonst gibt's dort Komplikationen.“ Schwester Hildegard runzelte die Stirne, versprach alle Befehle genau zu befolgen und faßte den Entschluß, hart wie ein Stück Eichenholz zu sein.

Sie merkte sich den Arztbericht: Komplizierter Oberschenkelbruch im einen Bett, gebrochenes linkes Schlüsselbein und verstauchte rechte Hand im anderen Lager.

„Ich liebe Sie, holde Jungfrau“, sang Gaston bei Hildegards Eintreten und trommelte mit den Fingern auf dem Gipsverband seines aufgehängten Beines. Im andern Bett blinzelte ein blonder Jüngling unter dem Gestell seines geschienten, hochgebogenen Armes durch, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Fräulein, bringen Sie mir bitte eine Schreibmaschine“, streckte ihr die bis an die Fingerspitzen bandagierte rechte Hand entgegen, „ich muß meinem alten Herrn einen kurzen Liebesbrief schreiben.“

Ihrer schweren Erziehungsaufgabe bewußt, sagte Hildegard streng: „Das laute Singen wird in diesem Hause nicht geschätzt. Auch haben wir leider keine speziellen Schreibmaschinen, die man mit den Zehen bedienen kann.“ Gaston bemühte sich sofort in deutscher Sprache zu antworten: „Fräulein, Ihr Französisch ist noch etwas lückenhaft, mit mir können Sie deutsch sprechen. Der andere da, Pierre, der kann nur chinesisch.“

Mit Mühe und Not konnte sie die Thermometer stecken. Der eine fand ihr Häubchen kokett und süperb, der andere bewunderte ihre zarten Hände und behauptete, daß sich eine prachtvolle Figur in einer weißen Schürze besonders gut ausnehme.

Auf die Frage der Schwester nach Schmerzen und Beschwerden, zeigten beide Studenten auf einen Schlag gar jämmerliche Gesichter, stöhnten und seufzten. „Mon coeur, Mademoiselle, mein Herz ist ganz besoffen“, jammerte Gaston. „Mein kleiner Finger da oben“, flüsterte Peter, „ist eingeschlafen, seien Sie so lieb, und wecken Sie ihn sanft.“ „Haben Sie Durst“, fragte Hildegard. Gaston fuhr sofort von seinem Kissen hoch. „Jawohl, Mademoiselle, mörderischen Durst, ein helles Bier bitte schön. Nein, bringen Sie ein kleines Fäßchen, stellen Sie es nur dort auf den Tisch. Wir bedienen uns dann selbst, dort neben die Blumen, bitte.“ „Bretzeln oder Rettich dazu“, höhnte Hildegard. „Am liebsten Salzmandeln“, flehte Peter und flackerte mit den Wimpern wie ein verliebter Clown. „Meine Herren“, sagte Hildegard mit herrscherlicher Miene und harter Stimme, „bis zum Essen strenges Stillschweigen, Morgenbetrachtung, Meditation mit geschlossenen Augen.“ Beide verkniffen auf Kommando ihr Gesicht. Unterdessen huschte die Schwester hinaus. „Das kann ja nett werden“, dachte Hildegard und eilte in das Zimmer nebenan.

Auf Besuch bei einer Rasselbande.

Frau Martha im Luegiband ließ ihre Pläne und Gedanken lange im Kopf herumgehen, überdachte das Für und Wider, quälte sich um die Entscheidung. Ihre Geduld und Nachsicht ließ sie immer wieder zögern. Aber wenn ihr Entschluß gefaßt war, dann setzte sie sich unaufhaltsam in Bewegung. Schon viele Wochen waren seit Bertas Besuch verstrichen. Es war seither nie über Sonntag heimgekommen. Es hatte damals doch von Ferien gesprochen. Zwei ihrer Briefe waren unbeantwortet geblieben. Auf das Telefonamt wollte sie nicht anrufen, weil Berta dort nicht ungeniert reden konnte.

Mit einer großen Einkaufstasche, mit etlichem Geld und einer gültigen Ausrede, verreiste sie für zwei Tag. Im Bergdorf stieg sie ins Postauto. Antwortete auf die Fragen der Mitfahrenden freundlich ausweichend. In der Stadt bestieg sie den Schnellzug und kam gegen Mittag auf den großen Platz vor dem Hauptbahnhof. Auf der Fahrt hatte sie die Adresse ihrer Tochter hundert Mal wiederholt.

Sie kaufte sich einen Stadtplan und suchte die Brunnenstraße. Ohne etwas zu essen lief sie kreuz und quer durch den ungewohnten

Verkehr. In dem Haus wohnten 16 Parteien. Der Lift brachte sie in den vierten Stock. Bei dem Namen Denner drückte sie auf die Glokke. Eine Frau kam heraus und gab ihr kurz angebunden den Bescheid, das Fräulein sei schon vor zwei Monaten ausgezogen, sie wisse nicht wohin. Dankend und etwas bestürzt verabschiedete sich Frau Martha und stieg die vielen Treppen hinunter. „Vielleicht hat es also meine Briefe gar nicht erhalten", dachte sie.

Der gehetzte Mittagsbetrieb hastete an ihr vorbei. In einer Anlage setzte sich Frau Martha auf eine Bank und ordnete ihre Gedanken. Sie erkundigte sich nach einem bescheidenen Hotel, bestellte dort ein Zimmer, nahm ein kräftiges Mittagessen ein und fragte nach der Einwohnerkontrolle. Dort erfuhr sie die neue Adresse ihrer Tochter. — Vor dem Abend konnte sie Berta also nicht mehr daheim antreffen. Ein Tram fuhr vorbei mit der Aufschrift „Zoo". Schon als junge Tochter sah sie in fremden Städten gerne fremdländische Tiere.

Na Chiles ufum Stanser Dorfplatz
Foto Leonard von Matt

Vor den Käfigen der Raubtiere und bei den Gittern der bunten Vögel träumte sie von ihren damaligen Reisen und staunte, wie der liebe Gott die Natur mit allerhand verschiedenartigen Kostgängern ausgestattet hat. Also müsse sie wohl in Kauf nehmen, wenn ihre Kinder auch ungleich gefiedert umherliefen.

Eigenartig beruhigt und getröstet suchte sie gegen Abend die Brückligasse. Die Häuser der Altstadt waren zum größten Teil renoviert. Die schmalen Steige und engen Winkel bedrücken sie. Der Haustüre Nummer 26 gegenüber gähnte ein Durchpaß in einen Innenhof. Hier wartete die Mutter bis Berta daherkam. Diese schwatzte mit einer Freundin und verschwand in der Türe. Frau Martha wollte beobachten, was für Leute in diesem Hause aus- und eingingen und blieb noch eine Weile stehen. Handwerker kamen, Arbeiter, und junge aufgeschlossene Herrchen. Einige öffneten mit Schlüsseln, andere drückten auf die verschiedenen Glockenknöpfe. Da sich der Verkehr etwas beruhigte, trat sie herzu und ging hinter einem älteren Herrn hinein. Von ihm erhielt sie den Bescheid, Frau Bühler wohne im dritten Stock.

Dort angekommen, sah sie neben Frau Bühlers Wohnungstüre ein schief ausgeschnittenes Papier an der Wand mit einem Pfeil und dem Namen „Berty". — Sie ging in der angedeuteten Richtung dem Geländer nach und hörte im Innern des Raumes verschiedene Stimmen. Frau Martha klopfte ziemlich energisch und hörte, wie eine männliche Stimme „Ahoi" rief. Dann trat sie ein.

Durch Rauchschwaden hindurch sah sie drei Mädchen in Hosen am Boden sitzen, über einen Plattenspieler gebeugt. Daneben stand ein schwarzer Topf mit einer Menge Zigarettenstummeln. Auf einem Stuhl saß ein schwarzgelockter Jüngling mit offenem Kragen. Berta sprang erschrocken auf die Knie und rief: „Jesses, die Mutter!"

Das Mädchen mit den blonden langen Haaren legte gleichgültig eine neue Platte auf und ließ einen modernen Jazz-Schlager gellen. Die andere erhob sich etwas verlegen und suchte nach ihrem Mantel. Nun erst sah Frau Martha, daß ein anderer junger Mann

auf Bertas Bett hingereckelt lag, hörte wie er zwischen den Zähnen pfiff und dann zu ihr sprach: „Gute Frau, Sie sind etwas aus der Mode! Heutigentags wird es nicht mehr geschätzt, von der früheren Generation unangemeldet besucht zu werden.“ Berti kam endlich auf die Beine und auf sie zu. „Mutter, du mußt entschuldigen. Wir feiern heute Jonnys zwanzigsten Geburtstag.“

Das Mädchen mit der roten Bluse war inzwischen in den Mantel geschlüpft und wollte sich aus dem Staube machen. „He Minni, dageblieben“, rief der lange Bengel auf dem Bett und richtete sich auf den Ellbogen gestützt auf, „wer von uns läßt seine Freundin im Stich, he? Hier scheint sich ein Gewitter zu entladen. Da gibts kein Auskneifen!“

Frau Martha schaute ruhig allen Wänden nach. Immer noch stand sie mit ihrer großen Einkaufstasche bei der Türe. Betrachtete die Bilder an der Wand. Ueberlebensgroße Gesichter von Negern und Jazztrompetern, Farbfleckenmuster, bemalte Tücher. Von der Decke hing an einem Faden ein nackter Schwimmer. In der Ecke stand eine glitzernde Jazztrommel und all das in einem Dunst von Alkohol und Rauch.

Frau Martha hörte nicht auf das Gemurmel und die zerhackten Töne aus dem Grammophon. Geistesgegenwärtig erfaßte sie die Lage. Sie wollte ihrer Tochter eine wüste Szene, oder heftige, unüberlegte Worte ersparen. Sie sagte kühl und ruhig. „Sie müssen kein Gewitter erwarten, meine Damen und Herren, ich bin nun in jeder Beziehung im Bild. Auf Wiedersehen Berta!“ Ohne Hast wendete sie sich um, ging hinaus und schloß die Türe sachte.

Rasch entschlossen läutete sie an Frau Bühlers Türe. Eine Dame in hübschem Kleid, mit kunstvoll frisierten Haaren öffnete. „Sie wünschen“, fragte sie und zeigte etliche Goldzähne. Die Mutter vom Luegiband sagte bescheiden: „Kann ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen?“ „Um was handelt es sich?“ kam die Gegenfrage. „Ich bin die Mutter von Berti.“ Daraufhin öffnete sich die Türe etwas weiter, die Frau verschwand im Dunkel des Ganges und sagte: „Ich habe nicht lange Zeit, aber wenn Sie für einen Augenblick Platz nehmen wollen. Hier bitte.“ Damit zeigte sie auf einen Polsterstuhl im Salon, der mit wertvollen Möbeln und guten Bildern ausgestattet war.

Die Einkaufstasche stellte sie bei der Türe hin, glättete ihren Rock und setzte sich der Dame gegenüber. „Ich bin ein wenig besorgt um meine Tochter“, begann Frau Martha, „wir sind uns nicht gewohnt auf diese Art zu leben.“ Ihr Gegenüber unterbrach sie sogleich: „Ich weiß, daß Berty eine Bauerntochter ist, Sie brauchen sich nicht zu schämen. Auch ich bin auf dem Land aufgewachsen.“ „Ich meine nur...“ versuchte die Mutter zu erklären, konnte aber den Redeschwall der Dame nicht aufhalten. Mit abwehrender Handbewegung fuhr diese fort: „Ich weiß, was ein junges Mädchen aus dem abergläubischen Hinterland durchzumachen hat, bis es in der Stadt seinen Platz einnehmen kann. Mir ist es genau so ergangen. Berty ist ein liebes Ding. Ich habe sie beim Schwimmen kennen gelernt. Ich habe sie eigentlich gegen ihren Willen zu mir genommen. Wissen Sie, gute Frau, seitdem mein Mann gestorben ist, vor einem Jahr, bin ich etwas einsam. Und schließlich bin ich ja noch jung und lebensfreudig. Ich will nicht mit so schönen Haaren schon versauern. Und wissen Sie, ein so hübsches Mädchen bringt etwas Leben ins Haus. Dabei kann ich ihm gute Manieren und eine neuzeitliche Lebensart beibringen. Sehen Sie, darin sehe ich meine Aufgabe. Ich habe Ihr Kind ins Herz geschlossen. Sie ist bei mir gut aufgehoben. Seien Sie ohne Sorge.“

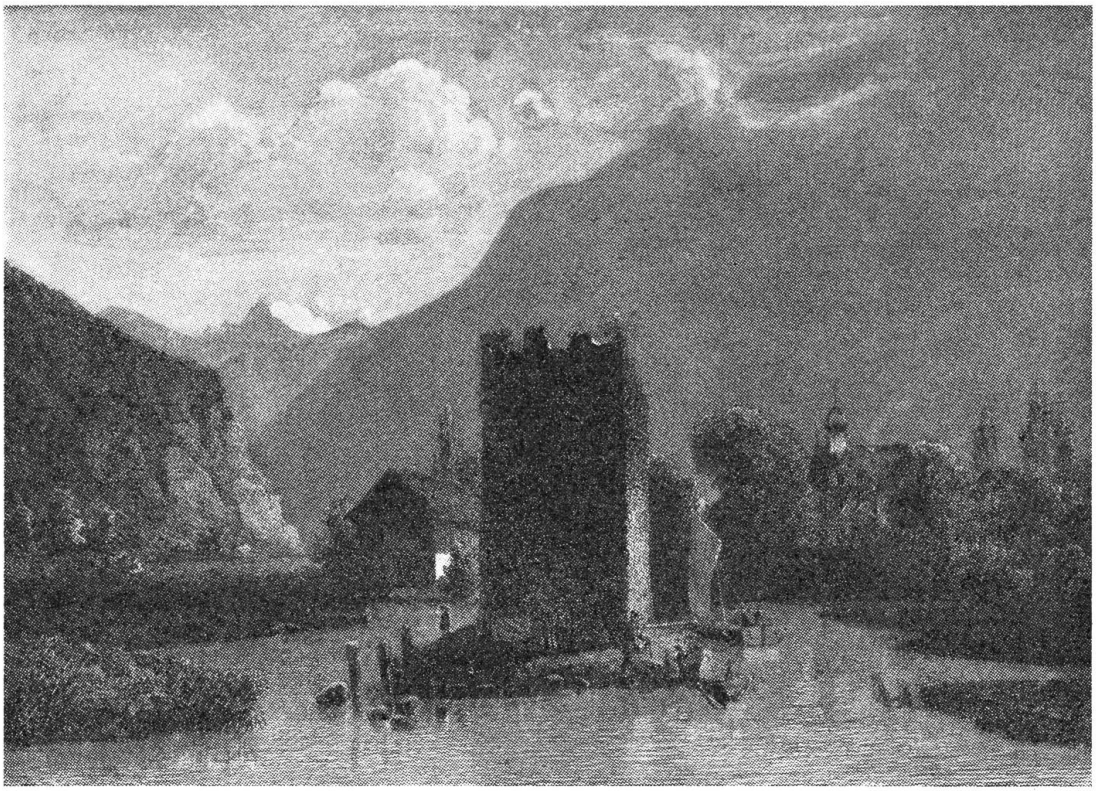
Immer noch bescheiden und gelassen sagte Frau Martha: „Berta hat sich in letzter Zeit doch auffallend verändert. Ich glaube nicht zu ihrem Vorteil.“ Die Dame rückte ihr näher und sprach mit erhobener Stimme, während vom andern Zimmer Gröhlen und Trommeln zu vernehmen war: „Wenn wir im Gebirge nachfragen müßten, was für eine Tochter hier in der Stadt, eine erwachsene, volljährige Tochter von Vorteil ist, dann wären wir tatsächlich schlecht beraten. Ich kann Ihnen nur sagen, kommen Sie mir nicht mit überlebten, altmodischen Ratschlägen, das frißt Ihre Tochter schon längst nicht mehr. Und übrigens bin ich jetzt zu der Geburtstagsfeier bei ihr eingeladen. Ich bedaure, daß ich Ihnen nicht mehr Zeit widmen kann.“

Sie stand auf, öffnete die Türe und ging den Gang voraus immer weiterredend: „Seien Sie ohne Sorge, ich schätze Ihre Tochter und behüte sie wie meinen Augapfel, guten Abend.“ Damit ließ sie die Mutter stehen und verschwand hinter Berty's Türe.

Ohnmacht und Zorn kämpften in Frau Marthas Brust. Sollte sie nochmals zu dieser Bande hineingehen oder die Polizei aufbieten? Sie fühlte sich zu schwach um jetzt allein gegen so viele und diese Gesinnung anzustehen. Langsam tastete sie nach dem ersten Tritt, stieg mit einer unendlichen Last die Treppe hinunter.

Die frische Luft auf der Straße tat ihr wohl. Die fremden Menschen, die eng an ihr vorbei, eilig unbekannten Zielen zusteuerten, begannen sie zu beruhigen. Da und dort blieb sie gedankenversunken vor einem hellerleuchteten Schaufenster stehen.

Bis sie nach Stunden vor ihrem Hotel angelangt war, hatte sich eine bleierne Müdigkeit in ihre Glieder gesenkt. Aber Schlaf konnte sie nicht finden. Das Sirren der Gummiräder, das Kreischen der Tramwagen, das Reden und Türenschlagen störte sie nicht, nur der Kummer in ihrem Herzen und das Bild einer undurchsichtigen Zukunft.



Der Schnitzturm in Stansstad noch vom Wasser umspühlt
Nach einer Lithographie

Wie der Uebermut von sanfter Hand bestraft wird.

Im Zimmer 307 im Spital der welschen Stadt hatte Schwester Hildegard die liebe Not mit ihren Patienten. Die beiden Ordensschwestern beklagten sich, sie arbeite nicht schnell genug. Sie bleibe zu lange bei den Studenten. Diese aber dachten sich alle Dummheiten aus, um Schwester Hildegard möglichst lange im Zimmer zu behalten. Wie kann man einen Hungrigen füttern, wenn er den Mund verschließt? Peter konnte in seiner verstauchten, verbundenen Rechten keinen Löffel halten und die linke Hand thronte sozusagen im oberen Stockwerk. Mit einem Stück Braten an der Gabel wartete Hildegard bis er mit reden aufhörte. Aber der Mund blieb ständig in Bewegung. „Ei, Schwester Hildegard, was Sie für einen köst-

lichen Dialekt sprechen, ein Ohrenschmaus, eine melodische Sprache, wie ich sie noch nie gehört habe. Und wie Ihre Zähne blitzen, ein Reklamebild für die beste Zahnpasta der Welt. Ich kann nicht schlucken, wenn Sie mich anlächeln." Hildegard machte ein Gesicht, wie der alte Christian. „Ach nein, Schwester Hildegard, das schnürt mir die Kehle zu, so kann ich den Bissen nicht hinunterwürgen." Kam sie mit einem Löffel voll Kompott, sogleich fing er wieder an: „Sind Sie auch voll und ganz überzeugt, daß diese Aepfelschnitzli keimfrei sind. Wissen Sie, gute Schwester, ich möchte mir nicht im Spital eine schlimme Krankheit holen, ich bin noch so jung."

„Jung und dumm und immer das Maul offen, so sagt man bei uns", räsonierte die Schwester. „Bei uns sagt man das gleiche, darum muß ich dem Sprichwort recht geben", redete Peter weiter und ließ sie wieder mit dem Löffel warten. „So und jetzt ist Schluß, sollen die Hühner Ihr Mittagessen aufpicken, ich habe keine Zeit mehr", und damit packte Hildegard das Geschirr zusammen und trug es wortlos hinaus.

Zwei lange Gesichter und ein großes Gelächter folgten ihrem Verschwinden. Aber beim Nachtessen begannen sie wieder das selbe Spiel. Hildegard verfütterte ihm den ganzen Teller Suppe mit unendlicher Geduld. Manchmal mußte sie heftig auf die Lippen beißen, um nicht mitzulachen und die Suppe zu verschütten. Bevor sie die andern Platten auf sein Eßtischchen stellte, bat sie ihn nochmals, doch endlich vernünftig zu sein. Er versprach mit ernster Miene erstklassige Besserung und sagte vor dem ersten Stück Fleisch: „Nur einen Augenblick, liebe Schwester, warten Sie bis ich mich gesammelt habe. Wissen Sie, ich möchte nicht ohne seelische Vorbereitung Ihre so liebevoll dargereichten Gaben entgegennehmen. Nur ein Momentchen noch, ein winziges Momentchen, ich bin allsogleich in der richtigen Verfassung."

Hildegard legte die Gabel mit dem angesteckten Stück Huhn in den Teller zurück, trug das Tischchen weg und sagte: „Herr Brunner, Sie können jetzt warten, bis Sie sich hier selbst an den Tisch setzen können, meine Pflicht ruft mich zu angenehmeren Patienten. Gute Nacht, Herr Jeannerat!" Mit diesen Worten und einer netten Verbeugung zum aufgehängten Bein hin, verschwand die holde Gestalt.

Eine Stunde später kamen zwei Ordensschwestern ins Zimmer, trugen ein hohes Gestell zu Peters Bett hin und begannen wortlos eine Infusion vorzubereiten. Peter fragte erstaunt, was das zu bedeuten habe. Die ältere Schwester legte geheimnisvoll den Finger an ihre Lippen und flüsterte: „Seien Sie still, Herr Brunner, wir haben schon Stillschweigen."

Sie pflanzten eine Flasche mit resedagrüner Flüssigkeit zu oberst auf das Gestell, setzten einen Schlauch an. Die andere Ordensfrau krempelte den Aermel seines rechten Arms hoch und stocherte mit einer Injektionsnadel in seinem Arm herum. „Au, au, ei, ei" rief Peter. Nach längeren Versuchen die Vene anzuspießen, sagte die Schwester: „Das können Sie jetzt jeden Tag dreimal erleben. Auf Antrag von Schwester Hildegard werden Sie diese und die nächste Woche künstlich mit Traubenzucker ernährt."

Noch selten ist die totale Bekehrung eines Sünders in so kurzer Zeit erfolgt. Peter beteuerte seine guten Vorsätze mit allen verfügbaren französischen Wörtern. Schwor mit der aufgehängten und mit der bandagierten rechten Hand ewigen Burgfrieden, verzichtete gerne auf das erkaltete Nachtessen und versprach in Zukunft schweigend wie ein Kartäusermönch Mund auf, Mund zu, alles zu essen, was ihm Schwester Hildegard auf die Zunge lege. Er konnte sich nicht wehren, die Nadel wurde eingesetzt, die Mienen der Schwestern blieben Granit. Bis die Flasche leer sei, müße er den Arm ruhig halten, dann könne Herr Jeannerat, wenn er noch wach sei, der Nachtschwester läuten. Mit einem heiligmäßigen Rauschen der weißen Hauben, verschwanden die ehrwürdigen Gestalten.

„Merde", sagte Gaston bitter. Was in gutes Deutsch übersetzt ungefähr das heißt, was man in einer anständigen Kalendergeschichte nicht schreiben darf. „Ich Esel, ich ausgewachsenes Rinozeros", jammerte Peter. Und das an Stelle eines Abendgebetes.

Die Fütterung ging anderntags reibungslos vor sich. Dafür meldeten sich andere zeitraubende Dienste. Während dem Mittagessen

Die Kapelle auf dem Stoß
Foto Räber, Zug

summte das Telefon. Schwester Hildegard auf jeden Anruf gefaßt, ergriff sofort den Hörer und sagte: „307.“ Nach längerer Pause und zum größten Erstaunen Peters plauderte Schwester Hildegard ganz vertraulich in die Muschel hinein: „Ja selbstverständlich, Frau Brunner, es geht ihm gut, aber wie geht es Ihnen Frau Brunner, was macht Ihr Herz?“ — — „Immer noch Herzkrämpfe? Ja, der Föhn, der Föhn ist bei uns ein böser Uebernächtler. Und der Schlaf?“ — — „Nein nein, er ist ein lieber Patient, oft etwas zu schweigsam und grüblerisch, aber er hat einen netten und überaus liebenswürdigen Bettnachbar. Auch ein Preisträger vom Skirennen, aber viel folgsamer. Warten Sie, Frau Brunner, Sie können selbst mit ihm reden, er nimmt gleich den Hörer, nur einen Augenblick.“

Mit schwesterlicher Behutsamkeit legte sie dem erstaunten Peter den Hörer ans Ohr und wartete geduldig, bis sich der Sohn mit seiner Mutter ausgesprochen und bis die Mutter ihr schwaches und bekümmertes Herz ausgeschüttet hatte. Nach dem letzten und allerletzten Gruß fragte Peter: „Schwester Hildegard, woher kennen Sie meine Mutter?“ Genau wie die alte Ordensschwester legte das Mädchen mit tiefernster Miene den Finger auf die Lippen und sagte leise: „Geheimnis, Arztgeheimnis!“ stellte den Apparat zurück und huschte hinaus.

„Canaille“, knirschte Gaston, was man in Deutsch ungefähr mit „so eine Hexe“ übersetzen könnte.

Nach wenigen Tagen wurde der Verband an Peters rechter Hand erneuert, seine Finger soweit freigelassen, daß sie mit Mühe einen Löffel halten konnten. Das war für Schwester Hildegard eine Erleichterung. Später wurde Gaston entlassen, mit dickem, steifem Bein auf eine Bahre gelegt und nach Hause befördert. In sein Bett kam ein Bauer aus den Greyerzer-Bergen zu liegen, ein alter Mann, der mit dem rechten Ohr gar nichts und mit linken nur wenig hören, und der kein einziges Wörtchen deutsch sprechen konnte. Sein Dialekt war überdies so schwer verständlich, daß er seine Wünsche besser mit den Händen, statt mit Worten äußerte.

Peter benützte diese Tage um Schwester Hildegard vertrauliche Worte zuzuflüstern. Er hatte ja reichlich Zeit in den Stunden ihrer Abwesenheit besondere Nettigkeiten auszuhecken. Zuerst war es ein kurzweiliges Spiel, dann beteiligte sich immer mehr sein Herz daran und schließlich stellte Peter in dunkler Nacht schlaflos fest, daß er in seine Pflegerin, bis über die Ohren hinaus verliebt war. Schwester Hildegard bemerkte diese Veränderung genugsam, sah, wie er schon beim ersten Oeffnen der Türe sehnsüchtig hinstarrte, wie er trockenen Mundes seine vorbereiteten Sätze aussprach und sie bei jeder Bewegung mit strahlenden Blicken verfolgte. Sie blieb unverändert die selbe, freundlich, aufmerksam und gütig. Sie wußte aus Erfahrung, wie oft hilflose Patienten die langweiligen Spitalwochen mit solchen Gefühlserhebungen ausfüllten. Wenn sie dann wieder bei Kräften und daheim waren, kamen noch Rosen, vielleicht später noch Nelken, bestenfalls zwei, drei Briefe. Und wenn diese ohne Antwort blieben, verflog die Begeisterung wie der Rauch aus dem Kamin.

Mit einem himmelblauen Luxuswagen ins Loch gefahren.

Vom Luegiband flogen einige Briefe in die Brückligasse, Haus Nummer 26. Antwort kam nicht zurück. Die Mutter hatte damals dem Vater mit grellen Farben ihren Besuch bei Berta erzählt, hatte seine Fäuste gesehen und seine zornigen Worte gehört. Hatte ihm wieder und wieder zugesprochen, es sei nun an ihm, dort zum Rechten zu sehen und seine Tochter aus diesem Sumpf herauszureißen. Der gute Mann war wohl fähig, einen währschaften Zornesausbruch aufzuführen, alle Blitze seiner Wut in die Richtung dieser Stadt hinauszuschleudern, aber nach zwei schlaflosen Nächten ging er statt auf die Bahn in seinen Wald hinauf, oder gar auf die Alp und kam erst nach Tagen und meist versöhnlich gestimmt zurück.

Die Mutter ließ nicht locker. In endlosen Gesprächen in der vertrauten Kammer, rang sie ihm das Versprechen ab, in die Stadt zu Berta zu fahren. Neun Wochen lang erfand er immer neue Ausreden, wich er jedem Gespräch aus, schützte er unaufschiebbare Arbeiten vor und vertrödelte sinnend die Zeit.

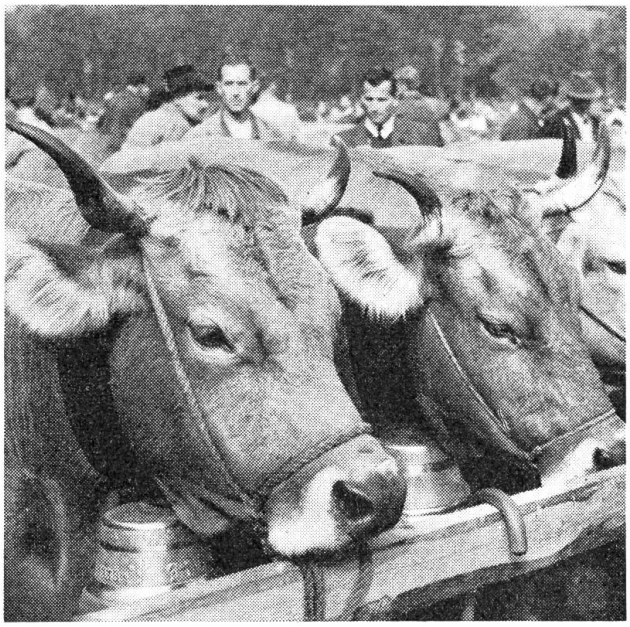
Dann endlich erfüllte er das Versprechen. Zwei Tage blieb er fort. Bei seiner Heimkehr sagte er wenig, blieb mürrisch und bekümmert. Auf alle Fragen gab er nur die eine Auskunft, für solche Unternehmungen sei er nicht der rechte Mann.

Nie konnte die Mutter mit Gewißheit erfahren, ob er tatsächlich mit Berta gesprochen habe und was ihn zu dieser düsteren Gleichgültigkeit veranlasse. Sie blieb aber nicht untätig. Sie wußte wohl, daß der liebe Gott auf seine Art die Tochter aus der Gefahr befreien konnte. An ihn richtete sie fortan ihre Bitten und Beschwörungen. Jeden Abend, wenn sie mit den beiden Mädchen in ihrem Zimmer war, betete sie noch inständig und mit eigen kräftigen Worten für ein besonderes und schweres Anliegen.

Schon gegen Ende der Woche hatte sich der Himmel aufgehellt, waren endlich warme Sommertage eingezogen. Der Radio meldete für Sonntag: ganze Schweiz sonnig und warm. — Am Samstag schaute die Mutter immer wieder sehnsüchtig ins Tal hinab. Bei jedem Pfiff der Bahn, machten ihre Gedanken einen Sprung zu ihrer Tochter, ob Berta heute wohl heimkomme. Ihr war so eigen zumute. Konnten denn alle guten Geister des Himmels diesen Trotz nicht aufweichen, dieses hochmütige Genick nicht biegen. Einmal mußte doch eine Wendung kommen.

Am Sonntag in der Frühe beim Oeffnen der Fensterläden flog ihr Denken wieder über alle Berge und Hügel hin zur großen Stadt, bei der Fahrt ins Tal, auf dem Weg zur Kirche plagte sie die Angst um Berta. Die Tochter aber, die auf dem Luegiband so sehnsüchtig erwartet wurde, war um diese Zeit schon längst auf Fahrt ins Welschland. Jonny hatte sie und ihre Freundin Minnie zu einer Autotour eingeladen.

In einem hellblauen, mächtigen Wagen sausten sie in die strahlende Landschaft hinein, vorbei an wogenden Aehrenfeldern, träge fließenden Wassern, kühlen Wäldern und gepflegten Weinbergen. Kein Wölklein zierte den blauen, hochgespannten Bogen des Himmels. Die Stimmung im Wagen überschlug sich fast vor Uebermut. Jonny saß am Steuer, neben ihm Minnie. Im Fond, den Kofferradio auf den Knien, Berty, den Lautsprecher auf höchste Leistung eingestellt. Und eng angeschmiegt der neue Freund Jonny, ein junger Mann mit hervorspringender, markanter Nase und einer Schmachtlocke in die Stirne gekämmt. Er nannte sich Turi und war erst in den letzten Tagen in Berty's Freundeskreis aufgetaucht. Aus voller Kehle sangen alle vier die Schlagerlieder, die aus dem Radio herausquollen. Minnie ließ sich in jeder Rechtskurve an die Seite ihres Freundes pressen, bewunderte und rühmte ihn um des rassigen Fahrens willen und flüsterte ihm Kosenamen ins Ohr.



„Edle Häupter" an der Viehzeichnung in Wil an der Aa

Fotos A. Odermatt

Vor dem Garten eines alten Weinrestaurants wurde Halt gemacht. Im Schatten weitausladender Bäume kühler Weißwein getrunken und großartig aufgeschnitten. „Von wem hast du eigentlich diese tolle Kiste gemietet, Jonny?" fragte Minnie. „Das kann ich dir genau sagen", Jonny griff in seine Brusttasche, blätterte in einigen Schriftstücken und las dort heraus, „von Dr. Arthur Zbinden, Küsnacht, 1913, Arzt, das ist ein Freund von mir." „Was du für noble Freundschaften hast", rühmte Berty. „Kunststück, mit meinen Beziehungen zur Hochfinanz", plagierte Jonny, holte aus seiner engen Hosentasche ein

Päckchen Zigaretten und bot ringsum an. „Mein alter Herr ist im Bankfach und gibt mir die Tips. Er sitzt bei winzigem Gehalt am Schreibpult und ich mache die großen Geschäfte. Augenblicklich ist Kakao im Steigen.“ Minnie schenkte ihm für diese Lüge die allersüssesten Blicke. Der neue Freund wollte aber nicht allen Ruhm auf Jonnys Seite lassen. Auch er begann nun von seinen grandiosen Geschäftserfolgen zu berichten.

Berty saß zwischen den beiden Herren, die offensichtlich der Meinung waren, man glaube ihnen jedes Wort. Seine grünen Hosen klebten an den übereinandergeschlagenen Beinen. Die Farbe seiner hellbraunen Bluse war genau auf die Tönung der sonnengebräunten Arme abgestimmt. Heute trug es eine neue Frisur mit Locken, die über die Ohren ihre Schwänzchen herausstellten. Mit weltmännischer Zurückhaltung ließ es die Zärtlichkeiten Turis über sich ergehen.

Minnie verspürte Lust auf gebratenen Fisch. „Halt“, rief Jonny, „gegessen wird im Hotel „Mon moulin“, eine erstklassige Bude, der Küchenchef ist mein Freund. Aufbruch!“ Turi zahlte großzügig die ganze Zeche. Lachend, und das Gequitsche aus dem tragbaren Lautsprecher nachträllernd, begab man sich zum himmelblauen Wagen und fuhr allsogleich wieder mit übersetztem Tempo in die kurvenreiche Seestraße ein.

Wieder flitzte die Landschaft vorbei, Dörfer, Gehöfte, befestigte Städtchen. Immer höher stieg die Sonne. Die Fahrtgeschwindigkeit wurde schneller und Turis Zudringlichkeiten heftiger. Bertys neue Bluse zeigte nicht mehr die Frische des frühen Morgens, und der Benzinstand im Wagen begann zu sinken. Vor einer einsamen Garage mit sechs Tanksäulen schwenkte Jonny ein und verlangte Superbenzin. Der weißbedreßte Tankwart suchte lange den Einfüllstutzen und fragte, wo er bei dem Wagen nachfüllen könne. Jonny zögerte einen Augenblick, dann sagte er großartig: „Wenn Sie dieses Modell nicht kennen, sind Sie ein mieser Stümper, he, machen Sie endlich vorwärts.“ Schließlich entdeckte Minnie den verborgenen Benzindeckel und die Pumpe begann zu surren. Der Tankwart verschwand für einen Augenblick in der Garage, kam mit einiger Verspätung zurück, brachte Wasserkessel und Hirschleder und begann umständlich die Scheiben zu putzen. Die Herrschaften stiegen aus, spazierten gelangweilt hin und her, während der eifrige Mann die Kühlerhaube öffnete und Wasser und Oel kontrollierte. Niemand bemerkte, daß sich der Tankwart auch am Motor zu schaffen machte. Jonny zückte das Portemonnaie. Auf die Frage, ob er eine Quittung brauche, gab er großartig zurück: „Nur für die Steuererklärung.“ Also begab sich der Bedienungsmann wieder in sein Miniaturbüro und schrieb umständlich und langsam das gewünschte Formular.

Die Geduld der Reisegesellschaft wurde nachgerade über Gebühr in Anspruch genommen. Turi schimpfte, Minnie seufzte, es sei ihr zu heiß in der Sonne, das sei eine jämmerliche Pumpstation, die nicht einmal ein Schattendach hätte. Der Unwille erreichte seinen Höhepunkt, da der Motor nicht anspringen wollte. „Was haben Sie mir für einen jämmerlichen Fusel eingefüllt?“ brüllte Jonny. Erstaunt kam der Tankwart herzu. Mit Kennermiene hörte er das Motorgeräusch ab und sagte: „Ist vielleicht zu heiß. Sie sind wahrscheinlich etwas scharf gefahren. Wenn Sie die Motorhaube öffnen und noch etwas warten, wird er vermutlich in Gang kommen.“

Unterdessen war ein anderer Wagen herzugefahren. Der Tankwart entschuldigte sich und bediente die Neuangekommenen. Jonny drückte immer wieder auf den Anlasserknopf. Er wurde gehässig und nervös. Stieg ein, stieg aus, fluchte und schimpfte, streckte seinen Kopf über den dampfenden Motor und sah dabei nicht, daß ein Wagen, mit einem blauen Blitzlicht auf dem Dach, in raschem Tempo daherkam. Er hörte das Knirschen der Bremsen neben sich, schaute auf und sah sich schon zwei kräftigen Polizisten gegenüber.

„Fahrzeugausweis, Führerschein bitte?“ verlangte der größere mit präzisem Kommando. Jonny reichte ihm zwei Dokumente. Der Polizeimann verglich die eingeklebte Fotografie mit Jonny's Gesicht und fragte: „Sind das Sie?“ „Selbstverständlich, wer sonst“, gab Jonny frech zurück. Mit einem Winkzeichen verständigte sich der Polizist mit seinem Begleitmann, dann trat er zum Wagen hin und sagte: „Aussteigen, meine Herr-

schaften, alles im Wagen liegen lassen. Ihre Personalien bitte!" Mit gezücktem Bleistift stellte er sich vor Berty hin. „Haben Sie einen Paß? Eine Personalkarte, können Sie sich ausweisen?"

Berty steht ganz verdattert vor dem großen Mann und findet keine Worte, es schaut hilfesuchend zu Jonny hin, sieht, wie er am Arm ergriffen und in das Büro geführt wird, schaut hinüber zu Turi, der blitzschnell um den Wagen herumspringt und die Flucht ergreift. Er hat aber nicht mit dem Tankwart gerechnet. — Dieser läuft ihm entgegen und stellt ihm ein Bein, flink wie ein Fußballspieler. — Minnie und Berty stehen plötzlich allein.

Die Männer aus dem andern Wagen stürzen sich auf Turi. Dieser schlägt wie wild mit Armen und Beinen um sich, bis ihm der Polizist den verdrehten Arm dem Rücken nach hochzieht, dann beginnt er zu schreien.

All dies hat sich in wenigen Sekunden abgespielt. Berty sieht, wie der Begleiter im Büro Jonnys Kleider abtastet, den Inhalt aus allen Taschen auf den Tisch legt und dann schnell telefoniert. Er kommt zurück und sagt: „Meine Damen, stellen Sie sich dort neben die äußerste Tanksäule. Ihr Wagen kommt gleich." „Ja, aber was ist denn passiert, was erlauben Sie sich. Wir sind keine Verbrecher", reklamiert Minnie. Berty aber geht hübsch folgsam zu dem angewiesenen Platz hinüber und weint.

Für die Männer aus dem andern Wagen ist das, was hier vorgeht ein Sonntagsvergnügen. Sie halten den zerrauften und verschmutzten Turi, der mit wutverzerrtem Gesicht in ihrer Mitte steht, und inzwischen mit Handschellen dekoriert wurde, in Schach und plaudern in bester Stimmung alle vier durcheinander. Minnie kommt näher. Die beiden haben nun reichlich Gelegenheit ihr Decolté, ihre Arme und Beine an der prallen Sonne zu bräunen. „Was ist denn geschehen? Was soll das bedeuten?" frägt Berty leise. Mit einem Achselzucken sagt Minnie: „Er muß etwas ausgefressen haben. So viel ich weiß, hat er schon einmal mit der Polente zu tun gehabt. Der wird sich schon herausbeißen. Ich wette mein Halsband, in einer Stunde fahren wir fröhlich weiter."

Zisi Buizili
Foto A. Odermatt

Aber an Stelle des großen, himmelblauen Luxuswagen, fährt nach einer peinlichen halben Stunde ein grauer Kastenwagen mit der Aufschrift „Polizei" mit ihnen fort.

Sie sitzen bei der Wachtmannschaft auf harten Bänken im engen gerüttelten Raum. „Der Tankwart hat uns verpfiffen", schimpft Jonny, „er hat absichtlich den Motor blokkiert ..." „Schweigen", befiehlt der Begleitmann und greift unmißverständlich an seinen Gummiknüttel. — Durch das kleine vergitterte Fenster sieht Berty, wie sie an hohen Wohnhäusern vorbeifahren, sie werden also in eine Stadt hineingeführt.

Hinter Gittern.

Das Gefährt schwenkt brüsk in eine Kurve ein, holpert über grobe Steine und hält an. Die beiden Türen öffnen sich auf einen düsteren Innenhof. „Aussteigen" wird kommandiert. Für Turi ist es nicht so leicht mit seinen gefesselten Händen hinabzuspringen. Minnie verlangt eine Treppe. Mit ihren ho-

hen Absätzen könne sie nicht solche Turnübungen vollführen. „Ziehen Sie die Schuhe nur aus, Fräulein“ sagt der Wachmann.

Die beiden Mädchen werden in Zellen geführt. Der Begleiter sagt freundlich, für das Mittagessen sei es jetzt zu spät, aber das Nachtessen werde pünktlich um 6 Uhr gebracht. Dann ist Berty allein.

Trübes Licht fällt durch das dicht vergitterte Fensterchen. Eine Pritsche, mit nicht besonders einladender Wolldecke, ist die einzige Sitzgelegenheit. Bertys feines Nastüchlein befindet sich in der lackledernen Handtasche und diese im himmelblauen Wagen. Und nun hat das Fräulein Zeit zum Nachdenken. Der Lärm der Straße dringt nur gedämpft hierher. Durch die Türe sind Schritte und unverständliche Laute zu hören. Sonst stört nichts den unendlich langsamen Ablauf der Uhr.

Die Tränen sind längst auf Bertys verschmiertem Gesicht versiegt. Eine unbändige Wut kocht in seiner Brust. „Da reden sie bei jeder Gelegenheit und Feier von Freiheit und Gerechtigkeit, und ohne jeden Grund kann ein unbescholtenes Mädchen, das alle Verpflichtungen einhält und seine Steuern pünktlich bezahlt, von der Willkür einiger Polizisten gefangen genommen und eingesperrt werden. Das ist kein edler, bewundernswerter Staat, wie sie immer großartig daherreden, das ist ein Saustall“, mit solchen Erwägungen nährt es seinen Groll und bohrt sich immer tiefer in den Haß und Trotz hinein.

„Antreten“, rief der Wärter in Bertys Zelle hinein. Mit Schrecken erwacht es aus seinem Brüten und Träumen. Ohne Mantel, Tasche und Jäckli kommt es sich in seinen grünen Hosen wie ausgezogen vor.

Es wird in ein Büro befohlen, dort sitzt ein stämmiger Wachtmeister hinter dem Tisch. Vor ihm liegt der Inhalt von Bertys Handtasche ausgestreut. Mit seinem Federhalter zeigt er auf Puderdose und Lippenstift und frägt: „Sind das Ihre Sachen, Fräulein?“ „Ja“, entgegnet Berty kleinlaut. Dann wird es nach seinen Personalien gefragt, nach Vater, Mutter, Alter und noch und noch.

„Seit wann leben Sie mit diesem Jonny zusammen“, frägt der Mann hinter dem Tisch. Die beiden halbverschlafenen Polizisten nebenan schauen auf. „Was erlauben Sie sich“, protestiert das Mädchen und wird rot bis unter die hellen Locken.

„Dieser Jonny behauptet, er wohne bei Ihnen, Brückligasse 26, stimmt das?“ frägt der Wachtmeister. „Das ist nicht wahr“, ruft Berty laut, „das ist eine Gemeinheit!“ „Also, da haben wir nun Behauptung gegen Behauptung“, fährt der Mann mit den scharfen Blikken fort, „unsere Erfahrungen beweisen, daß Frauen schneller mit einer erfundenen Ausrede zurhand sind als Männer. Wann haben Sie also diesen Jonny heute früh getroffen?“ „Um sechs Uhr auf dem Brückliplatz, er kam mit dem Auto und mit den andern zweien angefahren“, gab Berty barsch zur Antwort. „Er behauptet, Sie hätten den Wagen gestohlen und hergebracht. Wann haben Sie die Fahrprüfung gemacht?“

Auf diese Weise geht das Verhör hin und her. Berty spürt, wie ihm übel wird. Es steht immer noch stocksteif vor dem Tisch. Der Polizeiwachtmeister sieht, wie es bleich wird und schwankt. „Gib dem Fräulein einen Stuhl, Andrée“, befiehlt er, nimmt Bertys Cigaretten vom Tisch, bietet an und frägt: „Wollen Sie rauchen?“ „Danke nein!“ Dann nimmt das Verhör seinen Fortgang.

Am Schluß liest er alles vor, was der Polizist unterdessen in die Maschine getippt hat und frägt: „Sind Sie mit diesem Protokoll einverstanden?“ Berty ist so sterbensübel, daß es ohne Widerrede unterschreibt. Wenn es jetzt nur aus diesem verstunkenen Lokal hinaus kann und an die Luft. Der Polizeiwachtmeister ändert seinen barschen Ton und sagt freundlich: „Sie haben sich mit zwei üblen Burschen eingelassen, Fräulein! Ich weiß nicht, ob ich Sie heute noch entlassen kann.“ Das Mädchen kann nur mit äußerster Anstrengung aufrecht sitzen und seine Tränen zurückhalten. „Ich habe morgen Frühdienst um 6 Uhr.“ „Wir werden Ihrem Chef telefonieren“, sagt er. Berty erschrickt: „Von der Polizei aus?“ „Selbstverständlich auf Ihre Kosten“, bemerkt der Schreiber trocken. Nun ist es mit seiner Selbstbeherrschung aus und vorbei. Das Mädchen vergräbt sein Gesicht in beide Hände, weint und schluchzt. Ungerührt schauen die Männer zu, lassen es aber gewähren.

„Haben Sie dem Verhör noch etwas beizufügen?“ lenkt der Wachtmeister ein. Dann wird Berty wieder in seine Zelle geführt. Dort steht schon das Essen. Die Suppe in einem Blechteller, die Hörnli sind erkaltet. Mit verbissenen Zähnen verleugnet es seinen Hunger und sagt halblaut: „Von denen will ich nicht einen Bissen annehmen, und wenn ich hier verhungern muß.“

Zwei Stunden später stehen Minnie und Berty am Bahnhof, bis auf die Haut durchnäßt. Ein schwerer Gewitterregen rauscht hernieder. Sie zählen ihr Geld, ob es noch reicht für eine Wurst für beide und ein Stück Brot. Berty hat mit Frau Bühler telefoniert, sie hat versprochen, ihr sofort das Geld für die beiden Fahrkarten telegraphisch auf das Bahnpostamt zu überweisen. Nun warten sie, naß und verfroren in der Halle. Sie sind Zielscheibe höhnischer, verächtlicher und begehrlicher Blicke. Wenn das Geld noch rechtzeitig eintrifft, können sie mit dem letzten Nachtschnellzug heimfahren.

„Antreten“, rief der Wärter in die Zelle.

Was ein Regenguß zustande bringen kann.

In einer andern welschen Stadt sitzen zu dieser Stunde eine Gruppe junger Leute um den Tisch und notieren sich ihre nächsten Aufgaben. Ein alter Priester führt den Vorsitz, liest Briefe vor und erkundigt sich, wer diesen oder jenen Fall übernehmen wolle. Es ist eine Gruppe des Vinzenz-Vereins. Die Mitglieder sind meist Studenten der Hochschule oder Hörerinnen von Seminarien und Kursen. Rechts neben dem Pater sitzt Peter Brunner, am untersten Ende des Tisches Schwester Hildegard.

Der Bericht einer Strafentlassenen wird vorgelesen, sie kann sich nach fünf Jahren Gefängnis nicht mehr ins bürgerliche Leben eingewöhnen. Eine Mutter mit sechs Kindern bittet um Hilfe im Haushalt. Viel Elend und verborgene Not kommt an diesen wöchentlichen Sitzungen zutage und wird vor diesen jungen Menschen und ihrem Helferwillen ausgebreitet. Die Sitzung schließt mit einem Gebet.

Vor der Türe wartet ihrer eine Ueberraschung. Auf die trockene Straße fallen schwere dicke Tropfen und mit einem Rauschen folgt dichter Regen nach. Die Vorsichtigen haben Schirme mitgenommen und eilen paarweise über die Straße. Hildegard und Peter bleiben zurück und warten unter dem schützenden Dach. „Das ist ein Glück“, sagt Peter. — „Pech“, sagt Schwester Hildegard. Der Regen hängt wie Schnüre zwischen den Häusern. — „Unmöglich, hier durchzukommen“, meint Peter, „ein Taxi ist jetzt auch nicht zu bekommen, die sind bei so einem Gewitter gewiß alle besetzt. Müssen Sie gleich jetzt wieder zurück sein, haben Sie noch Dienst?“

„Nicht auf die Minute“, entgegnet Hildegard zögernd, „aber die Schwestern sind froh, wenn ich da bin.“ „Kommen Sie, Schwester, wir gehen zurück ins Sitzungszimmer, ich versuche dann ein Taxi zu erreichen.“

Sie gehen den dunkeln Gang zurück. Hildegard setzt sich an ihren Platz am Tisch und wartet. Sinnend schaut sie auf ihre Hände und denkt: „Also hat er es nun doch erreicht. Bis heute ist es mir immer gelungen auszuweichen. Nun hat uns das Strömen vom Himmel zusammen eingesperrt. In Gottes Namen!“

Mit einem glücklichen Lächeln kommt Peter vom Telefon zurück: „Unmöglich ein Auto zu bekommen. Ich habe vier Nummern angerufen. Alles besetzt. So ein Glück.“ „Pech“, sagt sie und dann plötzlich aufschauend: „Wie

haben Sie eigentlich entdeckt, daß ich zu den Vinzenz-Leuten gehöre?" „Auf die einfachste Art der Welt, liebe Schwester", brüstet er sich, „wissen Sie, ich muß so viel studieren, Sprachen, Geschichte, Naturwissenschaft. Von Zeit zu Zeit muß ich all diese Dinge in meinem Kopf etwas ordnen. Das kann ich am besten an der frischen Luft. So habe ich mir zur Gewohnheit gemacht meine notwendigen Spaziergänge in der Nähe des Spitals zu absolvieren. Bei solchen Gelegenheiten habe ich Sie ganz zufällig gesehen, wie Sie zweimal um dieselbe Zeit schnellen Schrittes hierher gelaufen und in dieser Haustüre verschwunden sind. Ich habe mit Interesse das Schild neben dem Eingang, dann den Briefkasten im Korridor und schließlich die Aufschrift am Sitzungszimmer gelesen und so nach und nach ist mir eine Gedankenverbindung eingegeben worden, worauf ich mich allerschnellstens bei dieser Gruppe angemeldet habe."

„Sie sind mir also regelrecht, wie ein verliebter Student, nachgestiegen?" frägt Hildegard. „Das bin ich auch", gibt Peter zu, „nur muß ich als exakter Wissenschafter zugeben, daß sich bei mir die Verliebtheit längst in Liebe verwandelt hat."

Hildegard sieht, wie sich hinter den scheinbar schalkhaften Worten ein wahrhaftiger Ernst verbirgt. Sie wird ungeduldig und bittet ihn hinaus zu gehen und zu schauen, ob der Regen nicht nachgelassen habe. Folgsam verschwindet er und das Mädchen ist wieder allein und sinnt: „Also ist es schlimmer als ich gedacht habe. Ist jetzt das die Frucht all meiner Pläne und Vorsätze, eine Studentenliebe. Ist ja zum Lachen!"

„Der Regen rinnt und rinnt ohne Pause, ohne Aussicht auf Besserung, wir müssen uns gedulden", berichtet Peter und frägt: „Ist es Ihnen, liebe Hildegard, tatsächlich so schmerzlich bei mir in diesem Zimmer auf bessere Zeiten zu warten. Offen gestanden, ich kann mir nichts Schöneres ausdenken und danke dem Himmel für jeden Regentropfen." Hildegard schweigt. Peter sucht nach Worten und findet sie nicht. Er greift sich an die Stirne, legt seine Hände wieder auf den Tisch, ringt mit einem Entschluß und dann bricht es plötzlich aus ihm heraus: „Einmal muß ich es Ihnen sagen, Hildegard, und wie lange muß ich wieder warten, wenn ich jetzt den Mut nicht finde. Der Gedanke an dich begleitet mich durch die Tage und Nächte, dich finde ich in meinen Büchern, in meinen Heften, im Hörsaal, inmitten der Diskussionen. Seitdem du mir so viel Liebes getan, kann ich ohne die Hoffnung auf dich nicht mehr denken und leben und sein. Ich bin nicht ein leichtsinniger Kerl. Ich habe nun viele Monate gewartet, geschwiegen, meine Gefühle, meine Sehnsucht, meine Liebe geprüft. Jetzt lege ich sie in deine Hände. Du kannst sie zurückweisen, belächeln, verschmähen, aber auslöschen kannst du sie nicht. Ich weiß, du bist die Liebe meines Lebens. Von dir hängt mein Glück oder Elend ab. Ich will dich heute nicht zu einer Antwort drängen. Aber ich bin glücklich und froh, daß du es jetzt weißt und daß du mir zugehört hast. Ich danke dir dafür, liebe Hildegard."

Das Mädchen am Tisch hat während diesen Worten seinen Kopf gesenkt, aber doch nicht so weit, daß nicht die Träne in seinen Augen zu sehen war. Peter bleibt, mit stürmisch klopfendem Herzen still, bangt um die Worte, die er erwartet, befürchtet. Wild stürmen die Gedanken durch seinen Kopf. Er drängt sie zurück, er will nur äußern, was er seit Wochen zu sagen in sich herumgetragen hat, setzt alles auf diese eine Karte der reinen Wahrheit.

Nach langem Schweigen schaut Hildegard auf, beginnt zu sprechen: „Es hat keinen Sinn! Wir können uns nur helfen, wenn wir beide ehrlich und offen sind. Ich zweifle nicht an Ihren Worten, trotzdem ich Ihre Zuneigung nicht begreife. Aber ich muß Ihnen sagen, ich bin nicht frei! Ich kann Ihnen das jetzt nicht erklären. Ich bitte Sie, schonen Sie mich! Sonst muß ich die Stadt verlassen, aber nirgends werde ich einen Ort finden, der für meine Ausbildung und meine Absichten so günstig ist. Schonen Sie mich!"

Peter ist bleich geworden. Er sieht den unbezwingbaren Ernst in des Mädchens Gesicht und fühlt die Wahrheit ihrer Worte. „Nur eine einzige Frage", bittet er, „nur noch ein Trostwort erheische ich. Hast du mich nicht lieb, Hildegard." Mit schmerzerfülltem und doch so unendlich gütigem Blick sagt sie: „Ja, lieber als mir lieb ist." Dann erhebt sie sich

und geht wortlos an ihm vorbei zur Türe, den dunkeln Gang hindurch und hinaus auf die Straße in den prasselnden Regen, ohne Mantel, ohne Schutz, ganz allein.

Peter erwacht aus seiner Starre, sieht sie hinter dem Regenvorhang verschwinden. Er rennt auf die Straße, kann einen vorbeiflitzenden Wagen anhalten, bittet den Chauffeur rasch zu wenden, holt sie ein und bringt sie völlig durchnäßt zum Spital.

„Klämmerlisack! Klämmerlisack!“ rufen sie zu den Fenstern hinauf. Aber heute gelingt es ihnen nicht, Leckereien und Süßigkeiten zu erpressen. Viktor Brunner hat jetzt etwas anderes zu tun, als die Buben zu beschwichtigen. Er sitzt seinem Sohn Peter gegenüber, im Büro hinter der Polstertüre, und dieser ist nicht mit Zeltli zu beschwichtigen.

Schwer drückt des Geschäftsmanns massiger Körper auf den quitschenden Drehstuhl. Weit

„Nein, Vater, das ist die Wahrheit!“ sagte Peter laut.

Hart auf hart.

Klämmerlisack
zwick und zwack
bist ein alter Räuberdrack.
Füllst den Beutel und den Topf
bis dir platzt dein böser Kopf.

Dieses Spottlied, das in allen Wirtshäusern des Tales und weit herum die Runde gemacht hat, singen die Buben auf dem Rathausplatz. Sie wissen aus Erfahrung, daß schon bald nach der ersten Wiederholung der rote Kopf Viktor Brunners an einem Fenster auftaucht und sie in den Laden ruft. Dann bekommen sie Bonbons und Karamellen, oder rote und blaue Ballons mit der Aufschrift „Kaufhaus Viktor Brunner“. Sie müssen versprechen das Lied nie mehr zu singen und können dazu noch mit einem Glacestengel abhuschen.

zurückgelehnt, die dicken Beine gespreizt, sitzt er hinter dem Pult und spielt mit einem Lineal. Seine fleischigen Finger verdecken zum Teil sein Gesicht, dann wieder streckt er den Kopf hervor und starrt in das Gesicht seines Sohnes, der mit harter Miene auf ihn einspricht: „Sag, Vater, soll denn das immer so weitergehen. Es scheint gar, du kennst nur eine einzige Freude in deinem Leben, und das ist, wenn wieder einer deiner Konkurrenten die Beine strecken, einen Nachlaß verlangen oder den Konkurs anmelden muß. Dabei ruinierst du deine Gesundheit auf gotteslästerliche Art, ruinierst die Gesundheit der Mutter...“ „Jetzt ist es genug“, schreit der Vater, „du hockst an der Uni, vertrödelst deine Zeit, lebst von meinem sauer verdienten Geld und kommst daher, um mir Vorwürfe zu machen, ungerechte, frei erfundene Vorwürfe, das ist nicht nur eine verdammte Frechheit, das ist eine bodenlose Gemeinheit!“

„Nein, Vater, das ist die Wahrheit", sagt Peter bestimmt. Mit bösartig zusammengekniffenen Augen und zitternder Stimme fährt der Vater fort: „Das ist die Wahrheit, daß du deine teure Studienzeit verplämperst. Habe ich dich zum Skifahren an die Universität geschickt, he? Und dieser Firlefanz mit deinen sozialen Allüren, Kranke besuchen, Faulenzern helfen, Trinker bekehren. Meinst du, ich schicke dir mein Geld für solche Hühnerideen. Statt zu arbeiten, schleichst du in verrufenen Gassen umher. Und so ein Lümmel glaubt sich noch im Recht, gegen seinen eigenen Vater und Ernährer aufzutreten. Das ist verrückt. Das ist das einzige treffende Wort für sowas. Du gehörst in eine Anstalt, nicht an die Uni."

Peter wird mit jedem Schimpfwort ruhiger. Er läßt den Vater austoben und spricht ganz gelassen. „Ich habe mit dem Arzt gesprochen. Mutter muß unbedingt ein halbes Jahr in eine Kur, sonst ist ihr Leben ausgelöscht. Du glaubst, du könnest ihre Arbeitskraft, ihre Kenntnisse und ihre Erfahrung nicht entbehren. Wenn du jetzt nicht einsichtig bist, dann mußt du sie für immer entbehren." Der wütende Mann fährt ihm dazwischen: „Ja diese Doktoren, die haben gut reden. Für ein bißchen Jammern verschreiben sie die teuersten Kuren. Wenn ich ihnen damals geglaubt hätte, wäre die Mutter heute noch im Bündnerland. Jetzt hat sie doch die ganze Zeit gewerkt und geschafft, ist zufrieden und sozusagen gesund."

„Sie ist so gesund, daß sie jeden Augenblick tot umfallen kann", sagte Peter bitter. „Und meine Schwestern, Dora und Maria, opfern ihr Leben und ihre Zukunft für deine ehrgeizigen, geldgierigen Absichten. Sie dürfen ja nie Feierabend machen. Kennen kein Vergnügen, haben keine Freundinnen und Beziehungen. Ist das ein Leben für junge, reiche Töchter. Willst du sie aufsparen, bis sie nur noch eine üble Geldheirat machen können, weil sie dir nicht davonlaufen, wie deine übermüdeten Angestellten?"

„Jetzt ist's genug", sagt der Vater, wirft das Lineal auf das Pult und steht auf. „Das ist gelogen, das ist eine infame Lüge. Wenn du noch ein Wort sagst, dann werfe ich dich hinaus. Und aus ist es mit dem Geld für dein Studieren, keinen Rappen geb ich dir. Du sollst jetzt einmal arbeiten lernen, dann vergehen dir deine sozialen Flausen. Schluß jetzt, kein Wort will ich hören. Aus und Amen! Hörst du!"

„Noch ein Wort, Vater", der Sohn bleibt ruhig sitzen und redet ohne Zorn, „seit Jahren warte ich auf eine Gelegenheit mit dir zu sprechen. Du hast nie Zeit für uns, deine Söhne und Töchter. Ein solches Gespräch rentiert sich nicht, nach deiner Ansicht. Und doch muß ich dir sagen, daß du dir dabei am meisten schadest. Du bist einsam und verbeißest dich in deine finanziellen Erfolge. Auch du arbeitest über deine Kräfte, für was, für wen? Wenn die Jungen nicht so tüchtig sind, daß sie sich selber das Leben verdienen können, dann hilft ihnen auch dein Geld nichts. Wenn du so fortfährst, verpassest du das Wertvollste! Oder willst du einmal im Jenseits dein Kaufhaus weiterführen? Ich weiß, es ist für dich nicht angenehm, ausgerechnet von deinem Sohn Belehrungen entgegen zu nehmen. Aber glaub mir, Vater, wer wagt es sonst ehrlich und ernst mit dir zu reden. Entweder sind es deine Schuldner, oder deine Lieferanten, beide reden nach deinem Mund. Einen aufrichtigen Freund, das hast du nicht. Auch das rentiert sich nicht. Darum bleibt diese bittere Aufgabe einzig mir überlassen. Ich bin in keiner beneidenswerten Lage. Ich kann bei dieser Aussprache nur verlieren, deine Unterstützung, deine Wertschätzung, dein Zutrauen. Aber ich habe eine Mutter. Sie ist müde und schwach geworden, seitdem ich das letzte Mal hier war. Für sie, bitte ich dich und für meine Schwestern. Suche dir tüchtige Leute, du kannst sie ja bezahlen, dein Geschäft floriert, die Umsätze steigen Jahr für Jahr. Denke einmal ruhig nach, ob ich nicht auch recht habe."

Vater ist inzwischen ans Fenster getreten, hat seinem Sohn den Rücken zugekehrt aber auch von der Fensterseite kommt ihm eine bittere Antwort entgegen. Die Rotte Buben ist wieder auf den Platz zurückgekommen und unentwegt singen sie:

Klämmerlisack
zwick und zwack
bist ein alter Räuberdrack.

Mit Geige, Handorgel und Baß.

Ueber dem Haus auf Luegiband steht ein Bildstöcklein, größer und breiter als sie sonst in dieser Gegend üblich sind, mit einem ziegelbedeckten Vordach und kunstvollem Gitter. Darin steht eine ehrwürdige Holzfigur des heiligen Wendelin. Man weiß nicht mehr, war es der Großvater oder der Urgroßvater des jetzigen Besitzers, der jeweils am dritten Oktobersonntag eine fröhliche Kirchweih dieser winzigen Kapelle zu feiern begonnen hat. Jedermann, der an diesem Tag hier heraufkam, wurde zu Tisch geladen und freigebig bewirtet. Nicht die Kirchweih im Taldorf oder die Aelplerkilbi war den Leuten dort oben das große Fest des Jahres, sondern die eigene Wendelinskilbi. Hildegard hatte schon lange seine Freitage zusammengespart, um dann vier Tage heimreisen zu können. Denn niemand hätte begreifen können, wenn eins der Luegiband-Kinder an diesem Fest gefehlt hätte. Tage voraus wurde gebraten und gebacken, Monate voraus aber auch geräuchert und eingelagert.

Zwei Wasser, zwei Brücken an der Straße nach Buochs
Foto J. von Matt

Am Freitag abend schon stieg Hildegard in das Seilbähndli und wurde bei der Bergstation mit Jauchzen und Singen begrüßt. Dann half es Teig auswalzen und Brät hakken. So flink die Hände waren, so flink sprudelten auch die Worte über alles, was zu berichten war. Spät in der Nacht stieg die Mutter noch einmal die Treppe hinauf, huschte in Hildegard's Zimmer und begann von Neuem zu erzählen. Sie wolle ihm nur rechtzeitig sagen, sie wisse nicht, ob Berta dies Jahr zur Kilbi komme. Im Halbdunkel fiel es ihr leichter von ihrem Besuch in der Stadt, von Vaters erfolgloser Reise zu berichten. Seit Bertas Auftritt in dem kühnen Kostüm sei es nie mehr daheim gewesen. Ihre Briefe blieben unbeantwortet. So viel sie wisse, sei es immer noch auf dem Telegraphenamt und versehe seinen Posten recht. Von der Frau Bühler entwarf sie ein nicht eben vorteilhaftes Bild.

Die Mutter saß neben Hildegards Bett wie ein redseliger Krankenbesuch. Die bleichen Wangen des Mädchens und das vergällsterte Gesicht ließen wohl den Gedanken zu, es handle sich hier um eine Kranke, so sehr war Hildegard über diese Nachrichten erschrocken. Nie hatte die Mutter bisher in ihren Briefen von dieser gefährlichen Veränderung Bertas geschrieben. Aber trotz allem fragen und reden war ein guter Rat schwer zu finden. — Anderntags blieb niemand mehr Zeit lange über diese schwere Bedrükkung zu sprechen. Sobald aber das Surren der Rollen, das Rauschen des Wassers vom Seilhüttli her zu hören war, hofften doch alle, die erwartete Tochter werde noch erscheinen. Ihr Bett war hergerichtet, ihr Zimmer geheizt, blieb aber leer.

Am Morgen strichen Nebelschwaden unter der Fluh vorüber, sachte vorangetrieben vom Gutwetterwind. Nach dem Gottesdienst im Taldorf lachte der blaue Himmel so prächtig über den buntfarbigen Wäldern, den grünen Matten, den neuverschneiten Bergen, wie er eben nur durch die lautere Luft der schönen Herbsttage seine Herrlichkeit zeigen kann.

Für den Transportdienst waren zwei erfahrene Holzer gedungen. Sie fanden den ganzen Tag keine ruhige Stunde. Das Ferienhäuschen in der Oberweid war auch geschmückt und geziert. Wie hätte man auch sonst alle Gäste unterbringen können. Sogar Onkel Remigis Sunnrain war auf Gastig vorbereitet.

Und so kamen sie daher, junge Paare und alte Freunde, Aelpler und Leute aus dem Dorf. In der Stube wurde ständig auf und abgetragen. Monika und Lisbeth schleppten Kessel und Melchtern zur Oberweid hinauf. Die Heubühne war zu einem Tanzplatz umgestaltet. Geige, Handorgel und Baß spielten zum frohen Reigen. Und überall war Vater zugegen. Nicht um Teller aufzutragen, oder Braten zu schneiden, vielmehr um einzuschenken und die frohen Gäste zu begrüßen.

Ein Jahr war verflossen, seitdem Hildegard nach dem Takt eines Ländlers, mit einem Burschen im Arm, lustig sich im Tanz gedreht hatte. Niemand hätte vermuten können, daß es diese Kunst so selten übe. Sein Röcklein flog so munter wie die andern und sein Lachen kollerte kugelrund über die Köpfe hinweg. Ein Fest, wie es nur noch so köstlich und heimelig in den Bergen zu finden ist.

Peter hatte schon oft von diesem munteren Kilbitanz auf Luegiband gehört. Schon früher wollte er einmal dieses Bergfest miterleben. Dies Jahr wollte er es nicht versäumen. Nicht mit der Seilbahn fuhr er hinauf. Er wählte den alten Viehweg, der eine Stunde weit im Graben langsam höher stieg und dann erst beim Sunnrain in die Matten einbog.

Er sah einen bärtigen Mann auf einem Stein sitzen und gesellte sich zu ihm. Dieser betrachtete aufmerksam ein verkümmertes Blümlein in der Hand. Peter erkannte die Pflanze und nannte den lateinischen Namen. „Stimmt", sagte erstaunt Onkel Remigi, „woher weißt du das?" „He, vom Botanisieren, ich bin immer gerne den Blumen nachgegangen", gab Peter Bescheid und war damit auch schon in ein interessantes Gespräch verwickelt. Er gewann damit auch einen erfahrenen Begleiter zu den verschiedenen Vergnügungsplätzen. „Du mußt jetzt nur warten, bis das junge Gemüse aus dem Haus ist, alle, die nur wegen dem Essen kommen. Dann triffst du die Mannen, die absonderliche Erlebnisse und alte Geschichten zu erzählen wissen. Komm du jetzt zuerst in meine Dachkammer hinauf, wenn du doch so ein Studierter bist, ich will dich etwas fragen."

Aus der Stube im Sunnrain-Haus drang Singen und Lärm. In der Küche klotterte das Geschirr. Auf dem Vorplatz erklangen die Töne einer Handorgel zusammen mit dem Tuiderlen einer Mundharmonika. Und in der Dachkammer saßen die beiden Blumen- und Kräuterkenner und sprachen von seltenen Pflanzen und alten Rezepten.

So kam es dazu, daß inmitten des üppigen Schmausens und Trinkens zwei Männer bis spät in den Nachmittag hinein ohne Glas und Teller blieben. „Wenn du hinunterfahren willst mit dem Seil, dann mußt du jetzt hinüber, sonst kannst du bis in die Nacht anstehen", meinte der Onkel Remigi, „wenn du aber hierbleiben willst, kannst bei mir schlafen." Einen lieberen Bericht hätte Peter nicht vernehmen können.

Schon legten sich die Schatten der hohen Fluh auf die Wälder und Matten, aus den Fenstern des Hauses im Luegiband war schon Licht zu sehen, als der Onkel und Peter, immer in eifrigem Gespräch, der Oberwaid zu stapften. Dort war die Stube gedrängt voll und der Rauch so dicht, daß man kaum die Köpfe zählen konnte. „Hier ist die Luft zu dick", meinte der Alte, „gehen wir zum Tanz hinunter."

Weit offen standen die Tore der Heueinfahrt. Helles Licht strahlte hervor und die fröhlichste Stimmung tat sich kund. Remigi bahnte dem Peter einen Weg hinter den Bänken durch und suchte ihm einen Platz. So hatte der Student allerdings Schwester Hildegard noch nie gesehen. Mit glühend roten Backen, die Haare zerzaust, im Mieder und bunten Röcklein der Werktagstracht, Scherzworte austeilend, den Bauernburschen zutrinkend, lachend im Tanze sich drehend. Er duckte sich hinter den Vordermann, sobald es ihm das Gesicht zuwendete. Was da für lustige Lieder gesungen und träfe Sprüche zum Besten gegeben wurden. Was da an Witz und Schlagfertigkeit umeinand gneistete, so eine urtümliche fröhliche Festgemeinde hatte er noch nie beisammen gesehen. Von irgendwem bekam er ein Glas in die Hand, ein Stück Brot und durchzogenen Speck. Unermüdlich spielten die Musikanten, unermüdlich tanzten die Paare, unersättlich schienen die Gäste.

Schon lag die Nacht im Tal wie ein finsterer Brei, da der Onkel ihn ins Haus hinunterführte. Mädchen traten lachend unter die

Türe und werweißten, ob sie noch mit der Seilbahn zutal fahren können. „Jetzt wird bald Platz gemacht werden", meinte Remigi, „komm nur hinter mir her."

In der Stube herrschte die Mutter. Auch ihre Wangen glühten, auch sie war heiter und frohgestimmt. Kein Gast war ihr hungrig oder durstig weggegangen. Hier sah Peter Hildegard's Vater zum ersten Mal. Er war nur selten im Taldorf, noch weniger im Hauptort zu sehen. Er saß am Tisch, mit vergnüglichem Schmunzeln, die Pfeife im Munde, ein gesticktes Hirthemd angezogen, wie ein König inmitten seiner Trabanten. Seinen umherschweifenden Blicken entging kein leeres Glas, kein neues Gesicht. „Wen bringst du uns da, Remigi", fragte er bei Peters Eintritt. „Einen Kräuterdoktor, aber ein Studierter", gab der Onkel Bescheid, „fängt heute bei mir die Lehre an." „Willst pensioniert werden, schon, du in deinen jungen Jahren?" scherzte eine stämmige Frau, „dich können wir nicht entlassen, noch zwanzig Jahre nicht, daß du's nur weißt." Damit war Peter hinter den Tisch gerutscht und in die Gemeinschaft aufgenommen.

Hier hörte Peter nun eine halbe Nacht lang Jäger- und Aelplergeschichten, uralte Sprüche und sagenähnliche Erzählungen mit Naturtalent vorgetragen, Ausschnitte aus Landsgemeindereden und Erinnerungen an bedeutsame Männer. Stunde um Stunde ging das Reden von Mund zu Mund, als ob jeder nur darauf warten würde, bis er an die Reihe käme. Nur für ein paar Augenblicke kam Hildegard herein, schaute erschrokken in Peters Gesicht, ging zum Vater hinüber, flüsterte ihm etwas ins Ohr und verschwand wieder. Peter konnte sein Zurückkommen nicht mehr erwarten. Der Onkel nahm ihn schon vorher mit, hinüber auf den Sunnrain.

So eine urtümlich fröhliche Festgemeinde hatte Peter noch nie beisammen gesehen.

„Mein Bruder im Luegiband hat einen prächtigen Sohn und vier Mädchen", sagte Remigi auf dem Heimweg, „aber von allen ist die Hildegard weitaus die vürnehmste. Das ist ein gescheidtes Frauenzimmer und hat's dazu noch im Herz, die weiß, was das Leben wert ist und das ewige Leben, jetzt schon, so jung, das ist ganz selten." Peter sagte darauf kein Wort und war doch mit dem alten Kräuterdoktor von ganzem Herzen einverstanden.

Wo die Weisheit bei Käs und Anken sitzt.

Bis die letzten Jauchzer auf Luegiband verklungen waren, dämmerte schon bald der

Morgen. Peter erwachte in einem breiten knarrenden Bett und wußte nicht, wo er war. Ueber sich sah er eine niederige Holzdecke, mit einem seidigen Schimmerglanz und gegen die Ecke zu schwarz wie Ebenholz. An den Wänden hingen ungerahmte Bilder von Pflanzen und Tieren. Aber was ihn am meisten verwunderte, waren die Geräusche. Tastende Schritte, knarrende Dielen, ein Streichen der Wand nach, dann für einen kurzen Moment Ruhe. Wieder nahte das tappende Schreiten, kam immer näher. Er hörte ein Kratzen an der Kopfwand, ein Krachen im Gebälk, Stille!

Aus tiefem Schlaf empor steigend, suchte er seine Erinnerung an gestern zu erwecken und zugleich diese unheimlichen Laute zu deuten. Auf einmal sah er vor sich das Bild Hildegards, wie es mit den Tänzern scherzte und sich inmitten der fröhlichen Gesellschaft in überschäumender Lebenslust bewegte. Damit kam ihm ins Bewußtsein, wo er war. Eine jähe Freude, ein mächtiges Glücksgefühl drang in sein Herz. Nicht länger lauschte er. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett und ans Fenster, schaute in den Sonnenschein, in den herrlichen Morgen hinaus, ins Tal hinab und hinüber, dort wo ennet dem Grabenwald, der Giebel des Hauses auf Luegiband, über die Tannenwipfel emporragte und eine muntere Rauchfahne aufstieg.

Während dem Ankleiden hörte er wieder das unermüdliche Trampen, treppauf, treppab. Aber nunmehr, wie ein vertrautes, heimeliges Daheimsein. Vor seiner Türe sah er den Remigi, der mit beiden Armen voll Bücher und Schriften der Stiege zusteuerte, mit bloßen Füßen die Stufen hinabglitt, besorgt um die kostbare Last. Aus der Küche stieg ein feiner Kaffeeduft zu Peter hinauf und von dort hörte er die Worte: „Die Seife liegt auf dem Fenstersims und der Brunnen ist ob dem Haus, guten Morgen!“

So einfach ist es also, hier zu Gast zu sein, dachte Peter und schaute in die Stube hinein. Wie sich diese seit gestern verändert hatte. Nur ein Tisch, eine Bank und zwei Stühle standen darin, die Kommode an der Wand und das Kanapee, und diese waren schon wieder mit Schriften und Büchern belegt. Der alte Onkel mußte wohl schon früh mit seinem Zügeln begonnen haben, um alles wieder an den früheren Platz zu bringen, seine altgewohnte Ordnung einzurichten.

Rasiert und gewaschen vom Brunnen zurückkommend, fand er Krug und Brot auf dem Tisch und sah den Remigi ein mächtiges Stück Käs vor sich. „Ich kann nicht lange in Unordnung leben“, sagte er. Dabei schienen die übereinander geschichteten Haufen nicht eben ordentlich aus. „Jetzt hat wieder jedes Ding seinen Platz, so finde ich mich jederzeit zurecht. Jetzt ist mir wieder wohl“, meinte er, „einen guten Appetit wünsche ich dir. Greif zu!“ Also ob er hier schon Jahre gewohnt hätte, so daheim fühlte sich Peter. Remigi begann gemütlich zu plaudern: „Seitdem mein Bruder die Oberweid in ein Ferienhaus umgebaut hat, sind da allerhand Gäste hier auf dem Luegiband gewesen, auch gebildete, feine Leute. Auch eine Arztfamilie war hier, aber mit niemandem habe so reden können, wie mit dir. Weißt du, die Aerzte und die Studierten, sie glauben nicht mehr an die Natur. Sie wollen alles aus eigenem Können und Wissen erklären. Vor keinem Geheimnis haben sie Respekt und erst recht nicht vor dem Uebernatürlichen. Wohl gehen sie in die Kirche, und wie fein gekleidet und frisiert. Aber an die Gegenwart Gottes in den Dingen, an das ständige Wirken der göttlichen Kraft, glauben sie nicht. Ich mag nicht mit solchen Leuten reden. Sie sind so, als ob sie auf einem Auge blind wären und im andern auch schon den grauen Star hätten. Wenn ich das Sterben beobachte, oder aus der Todesangst und Todesnot langsam eine neue Lebenskraft aufwachsen sehe, so wie ein Keim ganz sachte seinen ersten Trieb aus dem Boden an Luft und Sonne streckt. Wenn ich vor einem üblen Leiden stehe, und mir ganz plötzlich, wie vom Himmel herab, der Gedanke zukommt, was das ist, was da hilft. So ganz anders, als ich es mir je hätte ausdenken können. Dann erfahre ich, daß wir alle nichts wissen und Gottes Willen und Walten ausgeliefert sind, Werkzeuge in seiner Hand. Darnach hat kein Eigensinn und kein Hochmut mehr Platz, auch wenn ich das Wissen ganzer Bibliotheken in meinem Schädel hätte, und die Namen aller Medikamente auswendig hersagen könnte. Was ist das, gemessen an der Weisheit Gottes.“

Peter war ein aufmerksamer Zuhörer. In seinen Augen spiegelte sich der Wert jedes Wortes, zeigte sich sein Einverständnis, sein Mitempfinden. Was er aus dem Munde dieses, in der Einsamkeit reif gewordenen Mannes vernahm, gemahnte ihn an Einsichten, die er schon lange unbewußt ersehnt und gesucht hatte. Mit keinem Wort, nur mit einigen Lauten der Zustimmung unterbrach er das bedächtige Reden. Ungern hörte er Schritte auf das Haus zukommen, schmerzlich empfand er diese Störung, das energische Klopfen an der Türe.

Hildegard trat ein. „Guten Morgen Onkel, ich will nur..." jäh verstummte die helle Stimme. Ueberraschung, Abwehr und Freude wechselte wie ein Film in des Mädchens Miene. „Komm Hildegard, komm setz dich zu uns. Wir reden eben von Dingen, die dich mächtig interessieren, ich weiß das", sagte der Onkel und zog mit seinem Fuß einen Stuhl in die Nähe.

Wie ein Soldat vor dem Oberst, steht Peter da, streckt die Hand aus und sagt: „Grüß Gott, Schwester Hildegard." „Mußt nicht erschrecken", beruhigt der Onkel, „ist ein Freund von mir. Wie er heißt, weiß ich zwar nicht, aber er denkt wie ich." „Peter Brunner", stellt er sich vor. „Ist ja auch egal", lacht der Onkel, „komm setz dich." Zögernd nimmt Hildegard Platz. „Ich habe leider nicht mehr viel Zeit, muß schon mit dem nächsten Zug zurück ins Spital. Ich wollte dir nur schnell auf Wiedersehen sagen, lieber Onkel, wie geht es dir überhaupt. Im Trubel all der Arbeiten, konnte ich nie recht mit dir sprechen und habe mich doch schon so lange darauf gefreut."

Vater und Mutter Imboden in der Risismühle mit ihren zehn wackeren Soldatensöhnen

„Siehst du", sagt er zu Peter, „wer hat heute noch Zeit. Alle rennen und hetzen und das Wichtigste versäumen sie." Hildegard macht große, drohende Augen und erhebt den Finger. „Das stimmt nicht ganz Onkel, du weißt das genau." Mit Nicken und bedächtigem Wiegen des Kopfes gibt der Onkel zu: „Ist wahr, du bist eine Ausnahme, ich weiß", und mit seinem krummen Finger auf Peter hinweisend, „und wenn ich mich nicht täusche, der kann auch so werden."

Nun lacht Hildegard aus vollem Halse: „Onkel, lieber Onkel, da bist du aber zünftig hereingefallen, den kenne ich schon. Das ist ein Luftibus, ein Spaßmacher, ein Herze-

brecher. Nimm dich vor dem in acht! Das ist Liebe auf den ersten Blick! Genau so hat er es mir auch gemacht." Zuerst erstaunt, dann mit listigen Augen vom einen zum andern blickend meint der Onkel: „Dann sollst du jetzt erst recht sitzen bleiben und mir deine Erfahrungen auskramen, damit ich meine psychologischen Kenntnisse verbessern kann."

Ganz auf seine Art, auf eine lustige, übersprudende Art erzählt Hildegard von Peters Unfall und Benehmen, wie er mit allen medizinischen Mitteln zum Gehorsam gezwungen wurde. Wie er versprochen und geschworen habe, die Dienste und Wohltaten bis in sein neunzigstes Jahr nicht zu vergessen und dann sei er nur noch ein einziges Mal ins Spital gekommen. Und das nur wegen einem anbefohlenen Untersuch und Röntgenbild. Hildegard berichtet nur Tatsachen, unterläßt es aber, den Verein des heiligen Vinzenz zu erwähnen und was alles nachher geschah.

„So, auf der Uni bist du noch", sagt der Onkel, „ich beneide dich, das war immer mein Traum. Nutze die Zeit, aber glaube ihnen nicht alles. Du sollst immer darauf achten, wer es sagt und wie der lebt." Hildegard steht auf, reicht dem Onkel über den Tisch weg die Hand und sagt schalkhaft: „Tschau, Onkel, ich muß, muß leider gehen. Ich lasse dir den jungen Mann da. Er ist bei dir in guten Händen. Auf Wiedersehen Peter!" Dieser will die dargebotene Hand nicht loslassen, aber sie entschlüpft ihm geschwind. Und ebenso schnell springt Hildegard aus der Türe und aus dem Haus. Vom Fenster aus können sie ihm nachrufen und sehen, wie es zurück winkt und hüpfend davon eilt.

Von Pillen und Kräutertee.

Schon dreimal hat der Winter versucht das Luegiband, seine Wälder und Weiden unter eine weiße Decke zu legen. Und jedesmal mußte er wieder zurückweichen. Dann aber rückte er über Nacht bis in die tiefen Täler vor. Mit Frost und Eis zwang er Baum und Strauch, Mensch und Haus unter sein strenges Regiment. Ein bissiger Wind fegte die Wege. Im Wald knackten die Stämme. Vögel fielen erfroren herab. Die Brunnen versiegten. Bis über Lichtmeß hinaus blieb der Schlittweg auf den Straßen. Die warmen Sonnenstrahlen konnten die Schneemassen nicht mindern. Nur dem Föhn gelang es endlich die harten Krusten zu drehen, Wurzel und Wasser aus der eisigen Umklammerung zu lösen. Dafür aber beschenkte der Märzen Land und Berg mit milden Tagen, mit lieblichen Morgenstunden und dem munteren Plaudern der Bächlein.

Frau Martha schrieb nicht viele Briefe. Wenn sie sich aber einmal hinsetzte mit Schreibzeug und Papier, dann füllte sie Seite um Seite. Sie verstand es gut, Neuigkeiten mit Ermahnungen zu mischen und die Liebe zu Haus und Heim zu pflegen. Hildegard bewahrte alle Briefe ihrer Mutter sorgfältig auf. In Stunden der Bedrängnis und während dem Nachtdienst griff es so oft in jene Schatulle. Der Brief, den sie beim ersten Frühlingswetter erhielt, brachte ihr eine Nachricht, die ihr nicht nur einige flüchtige Stirnrunzeln, sondern heftiges Herzklopfen machte. Da war zuerst die Rede von einer Kuh, die lange krank gewesen und dann doch ein prächtiges Kalb zur Welt gebracht habe. Vom Onkel Remigi, der für drei Wochen in die Stadt gefahren sei, ohne zu sagen warum. Vom Holzreisten und wie sich der Andres im Wald gut bewähre, wie der Vater gerühmt habe, er sei noch frecher und waghalsiger als Migi in seinen besten Jahren. Dann stand dort geschrieben: „Wir haben das Ferienhaus schon jetzt für drei Monate vermietet. Ein Student ist dagewesen, hat gleich im Voraus bezahlt. Er muß eine schriftliche Arbeit machen für die Universität. Er will selber kochen und auch betten und putzen. Das wird wohl schön ausschauen, wenn er fortgeht. Aber er hat soviel bezahlt, wie wenn eine ganze Familie darin wohnen würde. Mir kanns recht sein. Wir haben keine Arbeit und wenn es dann nicht gut geht, kann er immer noch von uns das Essen haben, oder wir putzen ihm. Er ist ein netter junger Mann. Sein Vater hat ein großes Geschäft im Hauptort am Rathausplatz, du kennst es wohl, Kaufhaus Viktor Brunner. Ich bin noch nie dort drin gewesen. Der Seilbahn haben wir neue Rollen einsetzen müssen. Es hätte bei einem Haar ein Unglück gegeben. Eine Tanne ist auf das Seil gefallen . . ."

Schwester Hildegard las diesen Brief in ihrem Zimmer am frühen Vormittag. Sie war reisebereit und wollte eben das Spital verlassen, wollte den Freitag benützen, endlich den längst gefaßten Vorsatz auszuführen und zu Berti fahren. Lange blieb sie mit dem Brief in der Hand am Tischchen sitzen.

Warum waren ihre Wangen so glühend, ihre Augen so eigenartig glanzlos? Hatte sie wegen der bevorstehenden Reise schlecht geschlafen oder war der Inhalt des Briefes daran schuld, daß ihr Herz so heftig hämmerte? Sie lehnte sich zurück, ließ den Brief sinken, auf den Boden fallen, starrte auf das Muttergottesbild an der Wand und stellte mit Schrecken fest, daß es sich über das Tapetenmuster hin bewegte. Mit beiden Händen griff sie sich an die Schläfen und lauschte dem Rauschen in ihrem Kopf. Mühsam erhob sie sich, ließ ihre Reisetasche stehen und fuhr mit dem Lift ins Erdgeschoß. Dort ging sie leicht schwankend in die Apotheke und verlangte ein starkes Medikament. „Für welche Etage?“ fragte die Schwester. „Für mich persönlich liebe Schwester“ sagte Hildegard und verwunderte sich, wie blechern ihre Stimme klang. „Für Sie, Schwester Hildegard“, fragte die Apothekerin zweifelnd und schaute forschend unter ihrer Haube hervor, „mein Gott, wie sehen Sie aus. Zeigen Sie den Puls. — Nein nein, das darf ich Ihnen in diesem Zustand nicht geben. Zuerst müssen wir wissen, was Ihnen fehlt. Marsch, marsch ins Bett, ich schicke Ihnen Frau Mutter!“

Hatte sie schlecht geschlafen, oder war der Inhalt des Briefes an ihrem Herzklopfen schuld?

Hildegard wurde ungeduldig. „Bitte, Schwester Anna-Marie, geben Sie mir schnell etwas anderes, aber geschwind. Ich muß auf den Zug, ich muß verreisen.“ „Nichts da von Reise und Zug, jetzt wird gehorcht, he Schwester Marie-Theres“, rief sie in den Nebenraum, „gehen Sie schnell mit Hildegard auf ihr Zimmer, stecken Sie ihr das Thermometer und holen Sie Frau Mutter.“ Wiederstrebend ließ sich Hildegard wieder den Lift empor und auf das Zimmer führen. Dann war sie doch heilfroh, ihren Kopf in die Kissen legen und die Augen schließen zu können.

Ein anderer Frauenkopf lag zu dieser Stunde auch müde und matt in den Kissen, erschöpft und elend. Weitab vom Spital in der welschen Stadt, hoch über dem Nebel. Die Märzensonne schaute durch die kleinen Fenster herein und auf ein Glas mit gelben Schlüsselblumen. Die hölzernen Wände mit ihrem alten Goldglanz schimmerten. Eine verirrte Biene flog umher und suchte vergebens einen Ausweg. Ihr Summen störte die Ruhende nicht. Sie war zufrieden, hier liegen zu können, hier oben in der guten Luft, im Oberweid-Haus auf dem Luegiband.

Unten in der Stube saß Peter, hatte auf dem langen Tisch seine Texte und Bücher ausgebreitet, machte Notizen und schrieb ganze Seiten voll. Er achtete auf jedes Geräusch, das von oben kam. Von Zeit zu Zeit stieg er leise die Treppe hinauf, öffnete vorsichtig die Türe und fragte: „Wie geht es dir, Mutter?“ Und immer erhielt er die gleiche Antwort: „Danke, gut, es geht schon besser.“ „Möchtest du warmen Tee, einen Apfel, etwas essen?“ „Nein, danke nur ruhen und still sein.“ „Mutter, du bist eine zufriedene Patientin, verlangst nicht viel.“ „Ich bin ja auch keine Patientin, bin nur müde, entsetzlich müde.“ „Gott sei Dank, jetzt hast du endlich Zeit zum Ruhen, schlaf gut!“ Dann ging er wieder an die Arbeit.

Zwiebelsuppe, Haferschleim, Griespudding, Apfelmus, Rindsbraten, Rösti, Omelett und

Nudeln, all dies fabrizierte Peter in ungefähr gleicher Qualität. Hie und da etwas angebraten, weil er bei seiner Arbeit vergaß rechtzeitig nach der Pfanne zu greifen. Aber sein einziger Gast war je nicht heikel und anspruchsvoll und er auch nicht.

Mit drei Koffern, einer angriffigen Arbeitslust und mit einer heimtückischen Freude, war er vor zwei Wochen allein hierher gezogen, hatte sich mühsam den Weg durch den Schnee gebahnt und beim Knistern des Feuers im Ofen eingenistet. In diesen drei Monaten wollte er mit seiner Abschlußarbeit fertig werden und zugleich auch eine ganz besondere Herzensangelegenheit für seine Zukunft ins Reine bringen.

Schon in der ersten Woche aber fuhr er wieder zutal. Nicht weil er die Einsamkeit nicht ertragen konnte. Nicht weil er mit dem Kochen in Schwierigkeiten geriet. Nein, er hatte einen Brief von seiner Mutter erhalten und war sofort abgereist.

Seit dem Gespräch mit seinem Vater waren die Zustände zuhause eher schlimmer geworden. Vater hatte ihm tatsächlich alle Geldmittel gesperrt, er, der doch seinen ganzen Ehrgeiz darein gesetzt hatte, sein Sohn müsse einmal mindestens Universitätsprofessor werden. Nun war er darauf versessen, ihn zum Schaffen zu bringen. Und unter Schaffen verstand sein Vater nur Kisten zu schleppen und zu packen, im Lager umeinand zu rennen, Verkäufe abzuschließen, zwei Telefongespräche gleichzeitig zu führen und den Umsatz in die Höhe zu treiben.

Auch bei dem letzten Besuch waren sie hart aneinander geraten. Dann hatte sich Peter mit Dora und Maria zu einer geheimen Verschwörung zusammengesetzt und hatte die Mutter kurzerhand entführt. Es war ein Glück, hier im Haus auf der Oberweid kein Telefon zu haben, nicht einmal eine Hausglocke. Die Schellen der Rinder und Kühe im Stall, waren die einzigen Glockenzeichen, die zu vernehmen waren, und diese erschreckten die Mutter nicht.

Natürlich kam Mutter Martha jeden Tag vom Luegiband-Haus herauf zu Besuch, setzte sich neben die Erholungsbedürftige, gab Ratschläge und kam auch dann und wann in die Stube zu Peter um zu gwundern, was er da so eifrig zu tun habe, und wie ein junger Mensch auf die Idee kommen könne, ganz allein und für so lange in diese Wildi hinauf zu kommen. Er schätzte diese Besuche aus verschiedenen Gründen und nahm sich jedesmal Zeit, ergiebig zu antworten. Manchmal begleitete er sie abends in ihr Haus zurück, wenn er die Milch holen konnte. Dann setzte er sich auch für eine Stunde zum Vater in die Stube, redete mit dem Sohn Andres oder mit den beiden Mädchen. Bald war er mit ihren Gewohnheiten und Eigenarten so vertraut, wie wenn er zur Familie gehören würde.

Vom Sunnrain her kam der Onkel auf Besuch in die Oberweid, brachte ein stärkendes Tränklein oder Kräuter für einen kräftigen Tee. Wenn er auf den Abend kam, hörte die Mutter die beiden bis tief in die Nacht hinein reden. Es war ihr eine Kurzweil, denn der dauerhafte Schlaf blieb ihr noch immer fern. Die Kenntnisse Remigis und sein Wissen um die Geheimnisse der wirkenden Kräfte, kamen Peters Mutter wohl zustatten. Von Tag zu Tag fühlte sie sich besser und mutiger, begann vor dem Essen einen Spaziergang zu machen, kam mit Blumen zurück und auch mit einem guten Appetit.

Jede Woche zeigte neue Fortschritte, bis ein Ereignis eintrat, das alle Pläne aufzuheben schien. Die Nacht war noch nebelverhangen und regnerisch gewesen, der Morgen Maugelwetter, gegen Mittag fegte der Föhn in kurzer Zeit den Himmel aus, die Strahlen der Sonne stachen so heftig wie im August. Kurz vor vier Uhr kam ins Luegiband-Haus der Bericht, Vater Brunner sei in seinem Büro zu Boden gefallen. Eine Stunde später meldete der Arzt, er sei an einem Herzanfall gestorben.

Peter ließ alles liegen und stehen. Nach dem ersten Schreck wollte er die Mutter dazu überreden, vorläufig hier zu bleiben, bis er genauen Bericht geben könne. Aber sie gehorchte ihm nicht. Sie machte sich Vorwürfe und jammerte wie ein Kind. Peter sah, daß ein Hierbleiben nur schlimmer wäre. Auch wußte er, daß daheim im Dorf niemand verstanden hätte, wenn die Mutter nicht am ersten Tag zurück gekommen wäre. Behutsam führte er sie zur Seilbahn und reiste mit ihr fort. Im Luegiband war es seltsam leer geworden.

Da liegen sie leblos zwischen Alpenblumen.

Wenige Tage darauf kam ein anderer lieber Kurgast mit Koffern und Schachteln in das schöne Bergheimen, der die Lücke mehr als nur ausfüllte.

Schwester Hildegard hätte damals mit dem Kopfwehpülverli wenig ausrichten können. Zu tief und zu gefährlich saß ihr die Krankheit im Leib. Fiebernächte folgten auf ungewisse Tage. Kaum schien die Gefahr gebannt, zeigten sich neue kritische Symptome. Die Aerzte bemühten sich mit allen Mitteln. Die Schwestern umhegten sie mit so liebevoller Sorgfalt. — Hildegard war eine geduldige und fügsame Patientin. Sie hatte mit halsstarrigen und wehleidigen Kranken genug zu tun gehabt. Mitten in den Schmerzen und in den Stunden tiefsten Elendes, versuchte sie lächelnd zu danken.

Ihre junge Lebenskraft und die Kunst der Aerzte halfen ihr die schlimme Krise zu überwinden, aber die Kräfte kehrten lange nicht zurück. Wohl schob man ihr Bett jeden Tag auf den Balkon hinaus. Polsterte ihren Liegestuhl mit Decken und Kissen. Die bleichen Wangen wollten sich nicht füllen und röten. Mit aller Bestimmtheit und als unabänderlicher Befehl verordnete der Arzt sechs Wochen Höhenluft und Ruhe.

Wo hätte Schwester Hildegard bessere Luft, eine liebere Gegend und angenehmere Menschen finden können, als daheim auf dem Luegiband. Schwester Hildegard also war es, die mit Koffern und Schachteln aus dem lotterigen Seilbähnli stieg und mit frohem Winken zum Haus hinauf kam, dem Vater auf beide Wangen Küsse und den lieben Süssigkeiten verschenkte. Noch etwas schwummerig von der steilen Fahrt, saß das Mädchen in der vertrauten Stube, hörte sich die Berichte an, aus Wald und Stall, aus Dorf und Tal und von den Feriengästen, die auf so tragische Weise plötzlich verreisen mußten. Hildegard ließ sich nichts anmerken, daß es darüber bereits Bescheid wußte, und ein dicker Brief von Peter in seiner Handtasche steckte.

Auf dem ersten Spaziergang in der vorsommerlichen Sonne fragte Hildegard seine Mutter nach Bericht von Berti. Erzählte, wie es just zu ihm reisen wollte, da sie von der Krankheit befallen wurde. — Die Mutter konnte nichts berichten. Eine tiefe Traurigkeit legte sich auf ihre Gemüter. Nach langem Raten und Reden sagte die Mutter, sie habe Bertas Schicksal nun ganz in Gottes Hände gelegt, wissend, daß sie selbst nichts erreichen könne. — Die beiden konnten nicht ahnen, daß die Fügungen Gottes schon längst die Fäden gesponnen und die Marksteine auf Bertas Weg gestellt hatte.

Die Buochser-Genossen bauten großzügig einen Hafen für Sturmzeit und Seenot
Foto J. von Matt

Bertys angeblicher Bräutigam war längst verschollen und verschwunden. Ein neuer Freund hatte ihm Liebe und Treue geschworen und unterdessen einen guten Teil ihrer Ersparnisse abgebettelt. Mit dem dritten Verehrer verbrachte es nun die freien Tage, nicht mehr in gestohlenen Autos, aber doch auf Fahrten.

Die unersättliche Unruhe vieler junger Leute treibt sie auf die überfüllten Straßen, hetzt sie auch an Feiertagen in den Verkehr hinein. Sie können nicht mehr still sein, nicht allein sein, wollen nicht denken, sich nicht mit dem eigenen Innern beschäftigen, sie finden keinen Zugang zu ihrer Seele. Sie fürchten ihr Gewissen.

Onkel Remigi war bei Berti gewesen mit seinen guten Ratschlägen, mit seinem ungepflegten Bart. Berti hatte sich vor Frau Bühler geschämt. Dreimal in der gleichen Woche, war er plötzlich in ihr Zimmer getreten mit seinen Mahnungen und altmodischen Ansichten. Es wagte sich nicht mehr heimzugehen und blieb dann über die nächsten Nächte bei Frau Bühler.

Nach solchen Ereignissen und dem angespannten Dienst auf dem Amt, wollte sich Berti eine Abwechslung gönnen, ging oft ins Kino oder zu den Veranstaltungen der jungen Modernen, die in Kellern ihre Dichterabende und Jazzkonzerte veranstalteten.

Der Frühling lockte es in die Landschaft hinaus zu fahren, die Stadt weit hinter sich zu lassen. Die Reisegesellschaften priesen für jeden Tag interessante Reisefahrten in bequemen Autocars an. Auf diese Weise war Berti nach Oesterreich und Deutschland gereist.

Nun, diesen Sonntag wollte es in die Berge fahren. Alfons, der augenblickliche Verehrer, ein junger Mann mit ausgesucht höflichen Manieren, einem Schnäuzchen, das auf besondere Art ganz schmal geschnitten war, kam elegant angezogen, mit Schlips und hellem Regenmantel pünktlich zur Einsteigestelle. Andere Fahrgäste strömten herbei und bestiegen den prächtig ausgestatteten Wagen. Tanzmusik aus dem Radio, begleitete sie auf der Fahrt aus der Stadt. Der Himmel lächelte ihnen zu. Eine fröhliche Stimmung breitete sich aus.

Auf der ersten Paßhöhe wurde Halt gemacht, eine Stärkung eingenommen, die Gegend bewundert und dann eilig wieder eingestiegen, denn noch eine Reihe von solchen Aussichtspunkten waren vorgesehen.

Alfons redete viel und eindringlich, wagte, ohne auf die kritischen Blicke der Mitfahrenden zu achten, kecke Zärtlichkeiten, und rühmte vor allem seine edle Gesinnung und die Zuverlässigkeit seines Charakters, der sich schon in den gefährlichsten Situationen bewährt habe. Eine Stunde später sollte sich freilich das Gegenteil bewahrheiten.

Dem Bergsee entlang, an den letzten Föhren vorbei stieg der Wagen immer höher. Der Verkehr wurde dichter. Die Gesichter der Fahrgäste zeigten bereits Spuren von Sonnenbrand. Und wieder lehnte sich die Straße an steile Höhen an. Der Blick in die höchsten Gipfel wurde frei. Ein Picknick zwischen Alpenrosen und blauem Enzian, ein Trunk aus dem Bergbach, Lachen und Schmausen, wie weit sind da die Sorgen und Mühen, des Werktags Last hinweggeflogen.

„Einsteigen, meine Herrschaften", ruft der Chauffeur. Gehorsam nähern sich die Leute von allen Seiten. Alfons erobert wieder den drittvordersten Sitz und läßt Berti höflich an den Fensterplatz. Die Türe wird zugeschlagen. Der Motor springt an. Die Talfahrt beginnt. Zuerst gemächlich, dann stärker abfallend. Man kuschelt sich in den Sitzen zurecht. Aeltere Herren liebäugeln mit einem Mittagsschläfchen. Die Damen kühlen sich mit Creme die Haut. So geborgen, wie in einem Salon, fühlt man sich in diesem Wagen, bis hinunter zu der scharfen Kurve, in der von der Gegenseite, just im kitzligsten Augenblick sich ein schwerer Ausländer mit einem breiten Wohnwagen auf der Bergseite einzwängt.

Die Bremsen knirschen. Der Chauffeur dreht sein Rad zurück. Und schon kracht der Wagen an den Randstein. Ein Schlag, ein Ruck, ein Schrei und Sturz. Der mächtige Car fällt über die Mauer und bohrt seine Nase in den Alpboden, der hochaufragende Hinterbau bleibt noch an der Stützmauer hängen. Die vordere Hälfte der Mitfahrenden wird zu einem Knäuel zusammengedrückt. Die Sitzpolster hielten der Wucht und dem Druck nicht stand. Schreie des Schmerzes und des Schreckens gellen aus dem Wagen, dessen Scheiben zum Teil zersplittert sind. Berti spürt, wie seine Beine wie in einem Schraubstock eingeklemmt sind. Auf Rücken und Brust liegen ihm Zentnergewichte.

Nur den Kopf kann es bewegen, kann sehen, wie Alfons sich mit aller Gewalt freimacht, aus dem Knäuel ausbricht, mit Händen, Ellbogen und Schuhen sich Platz schafft. Er hat es besser, er ist in den Gang zwischen die zwei Sitzreihen gerutscht. Nun hält er sich am Fensterrahmen, drückt sein Knie einer Frau in den Nacken, dann den Fuß.

Von draußen drängen sich Männer in die Nähe. Eine Kommandostimme ertönt: „Ru-

hig Blut, wir helfen!" Schreiend antwortet eine Frauenstimme: „Ich halte es nicht mehr aus. Ich muß sterben!"

Alfons turnt weiter über die Köpfe hinweg, ruft Berti zu: „Mach dich frei, steig aus. Der Wagen, wird brennen, das Benzin wird sich entzünden!" Dieser Ruf löst eine neue Panik aus, das Jammern schwillt an, die zerfetzten Schreie der Gequälten. Hinten werden Scheiben eingeschlagen. Die Kommandostimme verspricht Rettung, die Hilfe sei schon auf dem Weg. Man hört die Autos auf der Straße wieder fahren. Wieder rieseln Scheibensplitter auf die Köpfe herab. Berti spürt warme Tropfen auf seinem Hals. Es sieht, wie sein Kleid rot wird, kann die Arme nicht heben, die Hände nicht bewegen. Wo ist die Rettung? Vielleicht noch weite Strecken entfernt? Wenn jetzt nicht bald, nicht sofort ihm diese Last abgenommen wird, dann ist es zu Ende.

„Meine Kinder, meine Kinder", ruft eine Frauenstimme. Und immer die Angst wegen dem Feuer. Wohl sind Männer am Werk. Sie versuchen die Türen zu öffnen. Reißen und rutzen. Aber jede Bewegung, jede Erschütterung treibt die Schmerzen noch tiefer ins Fleisch.

Ein Priester steht zwischen den Blumen mit der Stola angetan. Er hebt die Hand und segnet. Jetzt weiß Berti, das ist das Ende. Tränen quellen aus seinen Augen. Ich habe Gott vergessen, verraten, beleidigt, und jetzt schickt er mir noch einen Priester, Gott ist gut! Laß mich leben!

Und jetzt wieder diese irrsinnigen Bewegungen im Rücken. „Halten Sie das Seil fest. Wir ziehen Sie heraus", hört Berti rufen. Dann jagen sich wieder die Gedanken in seinem Kopf: Wenn ich hier lebend herauskomme. Es nützt mir nichts. Meine Beine, die alle bewundert haben, meine Beine sind zerquetscht und gebrochen. Ein Krüppel, das ganze Leben. Ach wenn sie doch still wären. Wer schreit denn neben meinem Ohr. Wenn nur eine Hand frei wäre. Ich sehe nichts mehr. Wenn nur alles vorbei wäre, diese wahnsinnigen Schmerzen, diese Angst, das Sterben. Und dann? Herrgott, sei mir gnädig! — Ich bin es nicht wert, daß du mich schonst. „Mutter", schreit Berti, „Mutter!" Hab Erbarmen, lieber Gott! Heilige Muttergottes! Mein Herz steht still.

Bertis Aengste versinken wieder in eine tiefe Ohnmacht.

Ringsum Jammern und Stöhnen und wieder Schreie, jämmerliches Rufen. Die ersten Geretteten, die vom hinteren Teil des Wagens auf die Straße hinauf gezogen werden konnten, sie kommen herzu. Alfons ist nicht dabei. Andere werden auf den Boden hingelegt und untersucht. Der Arzt gibt den Helfern Bescheid: „Heimfahrt! — Hotel! — Spital!"

Berti versinkt in seiner Qual, verliert das Bewußtsein.

Ein Signal dröhnt in seinen Ohren. Immer die zwei gleichen Töne. Feuerwehr denkt Berti, das ist die Feuerwehr. Jetzt brennt der Wagen. Heiliger Florian, hat die Mutter immer gesagt. Nein, nein, das ist die Polizei! Schon wieder Polizei! Ach, das ist die Rettung. Wie weit sind sie noch entfernt. Es ist zu spät, ich halte es nicht aus. Ich kann nicht mehr.

Auf der Straße stehen alle Autos still. Die Rettungswagen brausen heran. Rufe erschallen. „Ich sterbe, ich sterbe!“ schreit ein Mann. Leitern werden angestellt. Drahtseile gespannt. Mutter, denkt Berti, hast du einmal solche Qualen ertragen müssen? Mutter, wenn du jetzt da wärest, du würdest mir alles verzeihen, alles. Wenn ich jetzt nur bei dir sein — sterben könnte. Berti sieht eine Hand zum Fenster hereinkommen. Eine feuchte Hand fährt ihm über das Gesicht, über Stirne und Wangen. Es riecht erfrischend, tut wohl. Jetzt ist die Feuerwehr da, es wird nicht brennen, nicht wie die Hölle... dann versinken Bertis Aengste wieder in eine Ohnmacht.

Das Mädchen weiß nicht, wie es befreit wird. Beim Erwachen hört es Stimmen. Dann kehren die Schmerzen zurück, aber die Hand ist frei. Sie ertastet eine rauhe Unterlage. Dann kann Berti sehen, geradezu eine blaue Wand, eine Wolke. Ach nein, das ist ja der Himmel! Jetzt bin ich im Himmel. „Spital“ hört es sagen, ganz nahe bei ihm. Wenn ich zu Hildegard komme, dann ist es gut, dann werden meine Beine gesund. — Schwester Hildegard, die gute, die fromme, die liebe. „So Fräulein, wie geht es Ihnen“, spricht über sein Gesicht gebeugt eine freundliche Stimme. „Ich will zu Hildegard“, sagt Berti. „Das Blut ist nicht von ihr“, sagt die Stimme. Es fühlt kalte Hände, hebt den Kopf, sieht, wie der Arzt seine Knie betastet. „Können Sie sich umdrehen?“ Berti versucht es. Ei, welche Schmerzen, aber es gelingt. „Hotel“, sagt der Arzt.

Langsam dringt ihm dieses Wort ins Bewußtsein, ein einziger Gedanke taucht auf: Guter Himmel, ich bin kein Krüppel, lieber, lieber Gott!

Was der Vater von seiner Tochter weiß.

Mutter und Sohn sind wieder im Hause der Oberweid eingezogen. Jetzt ist es tatsächlich noch schwieriger geworden, die Lebensgeister und neue Kräfte zu wecken. Immer wieder spricht Mutter von ihrer Schuld. Sie hätte nicht fortgehen sollen. Peter kann nur immer wieder seine längst abgegriffenen Antworten anbieten. Sie fruchten nicht mehr.

Den Onkel Remigi vom Sunnrain holt er herbei. Ob er nicht mit der Mutter reden und ihr die schweren Gedanken vertreiben könne. Er bleibt lange und kommt wieder. Seine Art ist ihr lieb. Sein Vertrauen stärkt sie. Seine Tränklein wirken.

Und eines Tages kommt Hildegard zu ihr an den Liegestuhl, ordnet mit einigen Griffen die Kissen und Decken so bequem, so fürsorglich, daß die Mutter nur staunt. „So Frau Brunner“, lacht es sie an, „wie geht's mit den Herzkrämpfen, immer noch das alte Lied?“ Jetzt erst erkennt die Mutter ihre damalige Pflegerin. Ei, ist das ein Wiedersehen und eine Freude. „Ich weiß noch alle Ihre Spritzen und Tabletten, Mutter Brunner“, sagt Hildegard, „wir könnten zumal gleich jene Kur fortsetzen. Aber ich weiß noch bessere Mittel. Die gute Luft, frischer Anken, luftgedörrtes Fleisch, Bauernbrot, Kräuterlikör und liebe Menschen. In drei Wochen machen wir Bergtouren, wir zwei zusammen.“

Peter sitzt in der Stube bei der Arbeit am offenen Fenster. Er kann natürlich keine Zahl und keinen Buchstaben schreiben, und doch ist ihm dieses Geplauder so lieb und das Wissen, daß Hildegard noch zum mindestens drei Wochen hier oben bleibt. Er verhält sich mäuschenstill und hört dem Reden zu. Auf diese Art, das spürt er genau, ist die Mutter bald wieder munter. Und tatsächlich, nach wenigen Minuten erhebt sie sich und geht an Hildegards Arm den sanft abfallenden Weg hinab. Er schaut den beiden lieben Menschen nach und denkt, wenn ich nur den Weg wissen könnte, wie diese Freundschaft das ganze Leben fortdauern kann.

Wieder setzt er sich an den Tisch und beugt sich über seine Arbeit. Es gelingt ihm tatsächlich einige Zeilen zu schreiben, dann hört er wieder Hildegards Stimme näher kom-

men. „Und einen fleißigen Sohn haben Sie, Frau Brunner, zum Bestaunen, Tag und Nacht kratzt er mit der Feder, studiert er dicke Bände. Vor seinem Tisch könnten Napoleons sämtliche Soldaten in Einerkolonne vorbeimarschieren, er würde vor lauter Fleiß und Eifer nicht einmal aufschauen. Einen solchen Musterstudenten habe ich in meinem Leben noch nicht vor die Augen bekommen". Mit diesen Worten bettet Hildegard die Frau wieder auf den Liegestuhl, kommt zum Fenster herzu und sagt: „Herr Brunner, Ihre Mutter ist ein Schatz, was ich von Ihnen nicht behaupten könnte. Und übrigens, sollten Sie jetzt längst am Herd stehen, es ist bald Essenszeit!" „Danke, Schwester Hildegard", ruft er ihr nach, „danke, ich will mich bessern." „Ist aber auch nötig", tönt die helle Stimme von weit unten zurück.

Mit leisen Schritten kommt Peter vor die Türe, steht eine Weile sinnend neben dem Liegestuhl und sagt: „Mutter, weißt du auch, da du jetzt eben mit deiner zukünftigen Schwiegertochter gesprochen hast?" „Was sagst du da, Peter", spricht staunend die Mutter, „ja ist denn das wahr? Du, mein Sohn, ich wüßte keinen lieberen Menschen für dich — und für mich." „Sei still Mutter", flüstert er ihr zu, „Hildegard weiß noch nichts davon."

Am nächsten Tag sitzen die beiden Mütter beisammen, sitzen am Tisch im Luegiband, stecken die Köpfe zusammen und tuscheln und verhandeln. Peter geht an ihrem Fenster vorbei, sieht das traute Bild, und ein Schrekken fährt ihm die Halswirbel hinab. Das hätte ich mir doch ausdenken können, daß die Mutter nicht stillhalten kann, denkt er, jetzt verdirbt sie mir den ganzen Schlachtplan.

Vom Militär her weiß Peter: Angriff ist die beste Verteidigung. Wo ist Hildegard. Lisbeth gibt ihm gerne Auskunft: „Im Wald".

Also geht Peter schnurstracks in seinen dünnsohligen Hausschuhen in den Wald. Der nasse Boden unter dem Schattendach und die Steine und Wurzeln beeinträchtigen zwar diesen morgendlichen Spaziergang. Aber Peter wäre auch mit bloßen Füßen nicht langsamer gegangen. Und wen trifft er da mit Axt und Keil? Den Vater, wie er mit Schwung und Kraft Miselen spaltet. Auch gut, denkt Peter und fängt an vom Wetter zu berichten, dann von der prächtigen Familie, die hier oben in so vorbildlicher Einigkeit lebe. Vorsichtig abtastend kommt er nach und nach auf die älteste Tochter Hildegard zu sprechen und dann später, ob sie nicht daran denke, auch eine solche Familie zu gründen.

Was stahd ächt i dem Biächli?
Foto A. Odermatt

Einträchtiglich lehnen sie sich an die Holzbeige. Vater stopft schon zum zweiten Mal seine Pfeife. Peter gibt ihm Feuer. „Ja die Hildegard", sagt er, „die hat ihren eigenen Kopf. Eine Zeit lang haben wir gedacht, sie will im Spital bei den Schwestern eintreten. Dann scheint etwas dazwischen gekommen zu sein. Sie sagt nichts und wir fragen nicht. Wir hätten gerne, wenn sie näher wäre und mehr daheim. Aber die Jungen wollen heutigentags ihr eigenes Leben in die Hand nehmen, und ihr kann man vertrauen. Ich weiß nicht, wie das andernorts ist, aber bei uns ist es so, daß ich von ihren Plänen weni-

ger weiß, als vielleicht ein Fremder."

Peter meint, in andern Familien könne das wohl auch so sein und denkt, entweder stimmt das wirklich, was er sagt, oder er will es nicht sagen. Sie reden noch vom Holzpreis und vom Reistweg, der für den nächsten Winter ausgebessert werden muß und dann geht der junge Mann weiter den Wald hinauf und sucht und sucht.

Die Frauen aber sind ohne große Umstände miteinander einig geworden. Frau Brunner hat darum gebeten, ob sie nicht das Oberweid-Haus für ein ganzes Jahr mieten könnten, denn auch Dora und Maria hätten einen ergiebigen Urlaub und eine Erholung in dieser herrlichen Gegend nötig. Es wäre für sie eben außerordentlich günstig, verhältnismässig nahe, und so könnten sie abwechseln. Der Mietpreis, den Frau Brunner anbietet, übersteigt die Erwartungen der Frau Martha. Ein vertrauensvoller Handschlag ersetzt unter Freunden den längsten Mietvertrag.

Ein kräftiger Wind streicht über die Kronen der Waldbäume hin. Wenn Peter still steht und lauscht, hört er nur das Rauschen und die Axtschläge des Vaters, keine Schritte, kein Zeichen von Hildegard. In weitem Bogen kommt er zum Sunnrain hinüber und geht mit dem festen Willen, endlich Klarheit zu schaffen, zum Onkel Remigi in die Stube hinein. Bei ihm muß er nicht lange herumreden. Die wachen Augen des alten Mannes entdecken ohnehin Peters Absicht. „So, wegen der Hildegard kommst du zu mir?" frägt der Onkel geradewegs, „das habe ich schon lange gewußt. Nicht von ihr, die sagt kein Wort. Aber da müßte ja unsereins blind sein auf beiden Augen."

Den Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf auf die Faust, sitzt Peter vor ihm und weiß nicht weiter. Er muß es aber auch nicht wissen, denn der Heilkundige fährt von sich aus fort. Auch er will Klarheit schaffen. „Peter, wie lange willst du noch mit deiner Schreiberei fortfahren. Jetzt sind doch deine Mitstudenten an der Universität. Die haben doch jetzt Semester um diese Jahreszeit, was machst du denn hier?" Dem guten und lieben, väterlichen Freund will Peter nichts verheimlichen. Er berichtet ihm von dem Streit, den er mit dem Vater gehabt, daß die Mutter ihm heimlich Geld zugesteckt, und er nun damit seine Studien so geordnet hat, daß er mit dieser abschließenden Arbeit in kurzer Zeit den Beruf eines Mittelschullehrers ausüben kann.

„Weißt du, Onkel", sagt er, „ich möchte jungen Menschen nützen und helfen. Ich habe daheim wegen der Profitgier und dem rücksichtslosen Zusammenraffen so schwer gelitten. Ich will nie in dieses Fahrwasser kommen. Ich will austeilen. Und ich will gutmachen, was noch möglich ist." Remigi sieht mit seinem tiefdringenden Blick, wie sehr es dem jungen Mann ernst ist und daß die reine, offne Wahrheit vor ihm steht. Darum sagt er: „Und die Hildegard will auch austeilen. Auch helfen, den Armen, den Kranken, den Behinderten und Geschädigten, vielen, weit herum. Ich weiß nicht, ob sie ein Gelübde gemacht hat. Wie soll ich das wissen. Nur das ist gewiß, sie tut es nicht um eine vorhandene Anlage oder einen sozialen Trieb zu befriedigen. Sie tut's um der Liebe Christi willen."

Von einem unlösbaren Versprechen.

Was ist denn geschehen? Woher auf einmal diese vertrauliche Redeweise? Hildegard und Peter sitzen auf dem Bänklein vor der kleinen Kapelle des heiligen Wendelin, schauen in den Abend hinaus, zu den Bergen hinüber, zu dem milden Schein der Gletscher und hinauf zu den rotangehauchten Wolken, die wie übereinandergeworfene Bettdecken mählich gegen Osten fahren. „Ich lasse dich so ungern gehen", sagt Peter, „ein Schmerz wie ein Messerschnitt ist mir der Gedanke, daß du morgen ins Spital zurückgehst."

„Ich habe mich gut erholt", gibt Hildegard zurück, „ich bin wieder gesund und freue mich auf meine Arbeit." „Wenn ich wieder an die Uni komme", frägt Peter, „wie ist das." Das Mädchen schaut ihn mit gütigem Lächeln an: „Du mußt mir nur telefonieren. Ich sag dir dann, ob ich mich freimachen kann. Und dann sehen wir uns ja auch in dem berühmten Konferenzzimmer des heiligen Vinzenz wieder."

All die Zeit hat Hildegard hartnäckig ‚Sie' zu ihm gesagt. Onkel Migi hat damit radikal

Schluß gemacht. Hat gesagt, es sei eine Eselei mit diesem steifen ‚Sie' herum zuschlagen und eine Mauer aufrichten zu wollen. Wir hätten Mauern genug zwischen den Menschen, viel zu viele. Hildegard, gewohnt zu gehorchen, hat sich zerknirscht gefügt.

„Wirst du dich dann wieder hinter Ausreden verstecken?" frägt Peter. „Nein, ich habe keinen Grund dazu", sagt Hildegard froh, „nun weiß ich sicher und gewiß, daß du auch so denkst, wie ich. Ich weiß, wir stimmen im Wesentlichen überein. Warum soll ich mich vor dir verbergen. Ich freue mich".

wie ER das von mir will, aber ich bin gewiß, ER will mich zu diesem Dienen."

„Ich danke dir, liebe Hildegard", sagt Peter ernst, „jetzt weiß ich Bescheid. Aber du sollst auch wissen, daß meine Liebe so nicht weniger brennt, im Gegenteil." „Freue dich, Peter", lacht Hildegard, „die Liebe ist ein Geschenk Gottes, sein schönstes und bestes Geschenk. Wie arm sind die Menschen, die nicht lieben können. Ich habe mein ganzes Herz voll, übervoll von Liebe."

Wie gerne hätte Peter gefragt und gewußt, wie viel von dieser Liebe ihm zukom-

Anderntags wird im Luegiband Abschied gefeiert.

Peter würgt an einer neuen Frage herum. Er wagt es nicht recht und weiß, daß dies wohl für lange das letzte vertraute Gespräch sein wird. Endlich faßt er seinen Mut: „Hildegard, du weißt, wie lieb ich dich habe. Du hast mir gesagt, du seiest gebunden. Hast du dich einem Kloster versprochen?" Das Mädchen schaut ruhig auf seine Hände, die verschränkt in seinem Schoß liegen und beginnt zögernd zu sprechen: „Nein, nicht einem Kloster, ich habe mich dem lieben Gott versprochen. Und dieses Versprechen nehme ich nie zurück. Ich habe dem lieben Gott mein Leben angeboten, es soll den Elenden und denen dienen, die, verschuldet oder nicht, auf der Schattenseite stehen. Ich weiß noch nicht,

me und gehöre. Er will nicht mehr mit Worten sprechen. Er nimmt nur Hildegards Hand und hielt sie in der seinen, während das Abendglühen erlischt und die Nacht aus dem Tal emporsteigt.

Anderntags wird im Luegiband Abschied gefeiert. Peter und seine Mutter sind zum Mittagessen eingeladen. Braten wird aufgetragen, besser zubereitet, als Peter dies je bisher gelungen war. Wein funkelt in den Gläsern. Sogar ein feines, süsses Dessert hat Monika hergerichtet. Auch der Onkel ist hergekommen, sitzt unten am Tisch und läßt seine Blicke über die Gesichter wandeln. Er sieht wie Peter und Hildegard, beide, mit Mühe eine festliche Stimmung vortäuschen. Er sieht

dem gelassen zu. Er weiß, wie oft das Leben aus einem bitteren Schmerz eine große Freude emporwachsen läßt, aus einer Herzensnot ein Glück. Ihm ist nicht bange um die beiden.

Ihm gegenüber sitzt der Vater. Dieser schaut auch dann und wann verstohlen zu seiner lieben, großen Tochter hinüber und wälzt seine Gedanken. Die Mutter erstickt ihre Gefühle in Geschäftigkeit. Das reichliche Essen, und die Ueberraschungen, die in der Küche vorbereitet sind, bringen es zustande, daß für den Abschied kaum mehr Zeit bleibt.

Hildegard muß eilen. Es springt voraus, Monika und Lisbeth, mit Schachteln und Koffern hintennach. Peter bringt noch den Regenschirm zum Seilhüttli. Schon rauscht das Wasser in den Behälter. Hildegard winkt und grüßt, und mit einem Ruck beginnt die schwindelnde Fahrt. Peter sieht die liebe Gestalt in den Tannenspitzen verschwinden und auch die winkende Hand. Er kann seine Tränen nicht zurückhalten. Er steht da, bis das Gegengefährt auftaucht und einfährt, läßt die salzigen Tropfen über seine Wangen rinnen und schämt sich ihrer nicht. Andres, der aus der Hütte tritt, schaut ihn verwundert an, sagt kein Wort und geht an ihm vorbei.

Niemand weiß, daß schon ein neuer Feriengast auf Fahrt ist, näher kommt und hier herauf.

In dichtem Nebel über dem Abgrund.

Nebel in dichten Schwaden legt sich an den Berg, naß und dicht. Der Abend kommt früh durch das Tal geschlichen. Berti, eine Regenhaut über sein Kleid geworfen, kommt vom Bahnhof des Taldorfes her auf die kleine Seilstation zu.

Es nimmt den Hörer vom primitiven Apparat im Seilhüttli, läutet und horcht, läutet wieder und wartet. Dann sagt es mit absichtlich veränderter Stimme: „Eine Fahrt!“ Zwei Buben spielen in der Nähe, sie kämpfen mit Stöcken gegeneinander, wie mit Spießen. Berti setzt sich auf die lotterige Lattenbank und denkt: „Immer noch das alte Hudelwerk. Unsere Leute kennen immer noch keine Angst.“ Die Zeit verstreicht. „Immer noch der gleiche gemütliche Seilbetrieb“, sinnt Berti und bleibt geduldig sitzen. Endlich ist Bewegung in den Seilen zu verspüren. Ein Ruck, ein Holpern und Rutzen. Das Bähndli fährt in den Nebel hinauf. Surr, surr, quitschen die Rollen, schwigg, schwigg macht das Rad. Die Buben kommen zum Hüttli. Der eine legt seine Stecken auf das Zugseil, will die Fahrt abbremsen. Der andere schupft ihn weg und will das gleiche tun. Ei, wie das schüttelt, und die Hände zittern. Nun sind beide Buben am Werk. Und plötzlich wird dem einen der Stock aus den Händen gerissen, verklemmt sich zwischen Seil und Rad. Schwingt herum, schlägt dem andern seinen Stecken aus der Hand und das Rad stockt. — Verdutzt stehen die Buben da. — Das Telefon läutet. — Sie rennen davon.

Das Seil schwingt und schwankt. Von weit oben her, aus dem Nebel sind Rufe zu vernehmen. Eine Frau kommt aus dem nächsten Haus, läuft in die Hütte hinein. Sie sieht die Bescherung und ruft ihrem Mann. „Da ist nichts zu machen“, sagt er, „da muß der Schlosser kommen. Wenn wir das Holz herauszwängen, dann rutscht uns vielleicht das Zugseil vom Rad.“

Die beiden Leute stehen ratlos da. Sie sind zwar dienstbereit, aber erst vor wenigen Monaten in das Haus gezogen, und verstehen nicht viel von dieser Mechanik. Das Telefon läutet. Andres ist am Apparat und frägt, was los sei. Die Frau erklärt ihm die Lage. „Wer ist denn heraufgefahren?“ frägt Andres. „Ich weiß es nicht. Ich habe niemand gesehen, aber eine Frau schreit aus dem Nebel“, sagt aufgeregt die Frau. Nach einer Weile sagt die Stimme von oben: „Seid so gut und berichtet dem Schlosser Bissig. Wenn ich zu Fuß kommen muß, geht das zu lange. Ich bleibe hier an der Bremse, gebt mir Bescheid, wenn er da ist.“ Der Mann holt seine Schuhe und geht dann dem Dorf zu.

Nun steht die Frau allein im Nebel. Weitum ist kein Haus zu sehen, kein Licht. Nur das Krächzen der Raubvögel ist zu hören und dann und wann die Rufe von der Höhe, die eher schwächer werden. Plötzlich fällt ihr ein, es könnte doch sein, die Frau schreie aus dem Wald in der Fluh. Wenn sie bei dem plötzlichen Halt in voller Fahrt, aus dem Bähnli gefallen wäre? Gebannt starrt sie in das undurchdringliche Grau. Tatsächlich, die Rufe

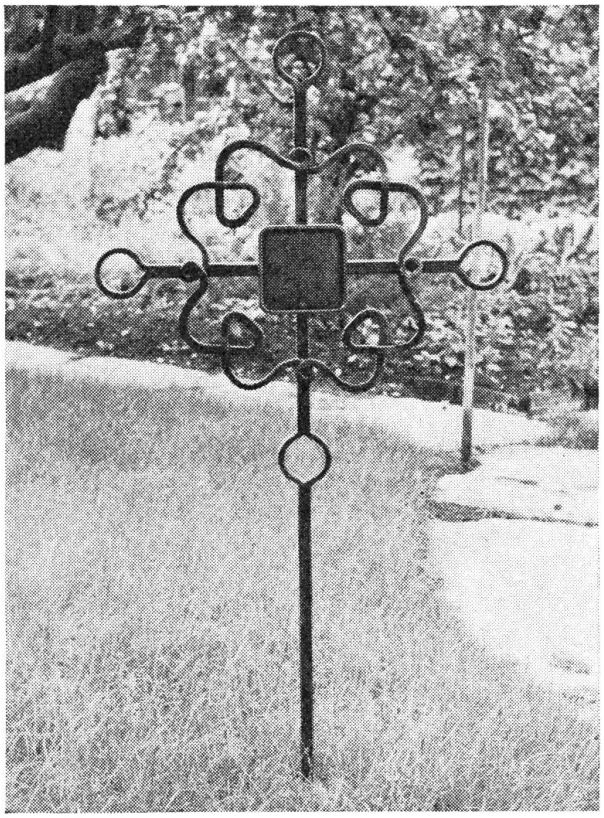
sind verstummt. Und doch, jetzt hört sie wieder einen Schrei. Das ist aber nicht die Seilhöhe. Und dann tönt es wieder von weit rechts. Was kann sie nur tun. Sie ist allein mit zwei kleinen Kindern.

Eine Ewigkeit scheint es zu dauern. Der Mann kommt immer noch nicht zurück. Ihr Telefon im Haus schrillt. Sie rennt. Bevor sie in der Stube ist, hört das Läuten auf. Soll sie im Luegiband anrufen? Ihre Angst hinaufmelden. Aber was können die schon unternehmen. Von dort kommt man nicht die Felswand hinunter. — Warten und hoffen!

Der Mann kommt allein. Der Schlosser ist auswärts. Sie wollen einen fremden Arbeiter mit dem Werkzeugwagen schicken, sobald sie ihn auf dem Arbeitsplatz erreichen können. — Der Mann meint, wenn man nur wüßte, wie weit hinauf sie gekommen ist. Vielleicht könnte man errechnen, ob das Bähnli leer ist. Das Raten nimmt kein Ende und das Warten.

Scheinwerfer tauchen aus dem Nebel auf. Ein Italiener steigt aus dem Wagen. Er redet und redet, und sie verstehen kein Wort. Sie reden auch und er versteht ebensowenig. Schließlich holt er das Werkzeug und beginnt eine Sicherung anzubringen. Dann läßt er das Rad zurückdrehen. Meter um Meter mit großer Vorsicht. „Sant Antonio, das ist futsch, kapores, niente da fare!" Und doch läßt er das Zugseil mit aller Vorsicht, langsam, ruckweise, immer weiter zurücklaufen.

Sie arbeiten schon lange. Eine Stunde, denkt die Frau, der Abend wird immer dunkler. Immer noch sind nur die vier Seile zu sehen, die wie Spieße in die schwarze Suppe hineinragen.



Schmiedeisernes Grabkreuz
aus der Kunstschmiede der Gebr. Leuthold in Stans

„Jetzt, jetzt", ruft die Frau, „jetzt kann ich das Bähnli kommen sehen, nur wie ein Schatten. Es ist leer! Allmächtiger Gott, es ist leer!" Unverwandt starrt sie hinauf. Längst ist ihr Gesicht naß vom Nebel. „Nein, es bewegt sich etwas. Ich sehe ein Tuch. Es flattert." „Basta", sagt der Italiener und greift sich an den schmerzenden Rücken. Der Mann läßt das Seil weiterrutschen. Das Gefährt kommt näher. „Eine Frau sitzt dort drinn, mit einem roten Kopftuch. Heiliger Himmel, sie lebt." — Und wie sie lebt! Trotz steifen Gliedern und kalten Händen, mit einem Satz springt sie aus dem Bähnli, lacht und wiehert und schüttelt allen die Hände und dankt. Dem Italiener sagt sie: „Gracia Millissima, signore, gentiluomo!" und parliert, reicht ihm ein Trinkgeld und meint: „Wird wohl heute abend nicht mehr fahrbar werden, diese tolle Anlage, dann geh ich zu Fuß." „Es ist weit, anderthalb Stunden und schlechter Weg. Sie gehen besser am Morgen, vielleicht ist dann der Nebel fort", meint die Frau.

„Nein, ich gehe jetzt", sagt Berti bestimmt. „Ich mache Ihnen eine warme Suppe, Sie sind ja ganz erfroren", redet ihr die gute Frau zu. „Ohne Licht könnt Ihr nicht dort hinauf", meint der Mann, „das ist ja verrückt, man sieht ja keinen Baum vor dem Gesicht." „Ich bin mich jetzt gewohnt im Dunkeln zu sein", sagt Berti bedeutungsvoll, ist aber schließlich einverstanden, eine Stallaterne mitzunehmen.

Im Schein dieses schwankenden Lichtes verschwindet es in den Nebel und in die Nacht hinein.

Zu oberst in der Schlucht, dort wo der alte Viehweg aus dem Wald und steil in die Mat-

ten hinaufführt, dort schimmert ihm ein Licht entgegen. Onkel Remigi ist noch auf. Vorsichtig und leise tappt Berti auf seinen durchweichten Schuhen zur Haustüre. Sie ist, wie immer, unverschlossen. Berti schleicht hinein, klopft an die alte Stubentüre und öffnet.

Onkel Remigi schaut vom Tisch auf, über seine Brillengläser hinweg und starrt die Frauengestalt an, die in ihrem nassen Plastikmantel wie ein Christbaum glitzert. Bevor er erkennen kann und sein Erstaunen überwindet, sagt das Mädchen: „Onkel Migi, jetzt bin ich da — wo du mich haben willst."

„Gott sei Dank", sagt der Onkel, kommt hinter dem Tisch hervor, legt dem Mädchen beide Arme auf die Schultern, „Gott sei gedankt. Es hat viel gebraucht. Jetzt ist es wahr." Berti greift an seine Stirne, streicht sich das Kopftuch herunter, schüttelt die Haare und sagt: „Ja, schau mich nur an. Jetzt darf auch ich dich wieder anschauen."

„Du zitterst ja, liebes Kind, komm in die Küche, komm in die Küche, ich hab noch Feuer." Und wer die beiden nach wenigen Minuten hätte hantieren sehen, am Herd, aus dem der Feuerschein aus allen Spälten geisterte, der hätte sich gedacht, es sei seit Jahren so gewesen. Remigi will das Mädchen dabehalten. Es könne morgen früh hinüber gehen, ins Luegiband. Es sei schon spät. Er habe auch ein gutes Bett hier im Sunnrain. Und er komme dann am Morgen mit. Sie setzen sich an den Tisch und beginnen zu reden. — Der Lampe Licht wird immer kleiner und schwächer. Bis sie aus ihrer Vertrautheit durch schwere Schritte und laute Reden aufgeschreckt werden.

Der Vater, Andres und Peter sind auf dem Weg und rufen herauf, ob er niemand gesehen habe. Die Seilbahn sei kaput, sie hätten von unten den Bericht erhalten, eine Frau sei spät noch allein hier heraufgegangen. Sie müsse sich verlaufen haben. Ihre Lichter tanzen im Nebel. Der Onkel, beide Hände auf das Fenstersims gestützt, ruft in die Nacht hinaus: „Von einer Frau weiß ich nichts. Aber ein junges Meitschi ist zu Fuß hergekommen, kommt schaut es an, vielleicht ist sie es, die Ihr sucht."

Zuerst kommt Peter herein, mit Stock und Nagelschuhen, hinter ihm der Vater, der im Augenblick des Erkennens schon nasse Augen hat. Dann Andres, der sich allsogleich einen Weg bahnt, die Hand hinstreckt und sagt: „Sakerlot, hab ich nicht immer gesagt, das Berti kommt noch diesen Sommer heim. Ist's wahr oder nicht Vater!" Berti steht da, will dem Vater die Hand geben, sieht seine Augen und zögert. Es kann nicht ein Wort aus dem Hals herausbringen.

Alle schweigen. Dann greift der Vater dem Mädchen ans Kinn, hebt den Kopf, schaut es lange an und sagt: „Ja, Andres du hast es gesagt. Aber ich habe es nicht geglaubt. Bist du es wirklich?" „Ja Vater, wirklich und ganz", sagt Berti, nimmt Vaters Hand herunter und hält sie lange in beiden Händen. „Jetzt müssen wir nicht mehr suchen", sagt er mit einem unendlich glücklichen Aufatmen, „geh Andres, sag es der Mutter, daß wir bald kommen."

Junge Liebe unter alten Bäumen.

Der Sommer überschüttete Tal und Hang mit Wärme und die Bauern mit Arbeit. Jede Woche brachte neue Mühen, neue Ernten, Schweiß und Lohn. Auch der Onkel war auf den Matten am Werk, sogar Frau Brunner stieg mit einem Rechen die Weide hinauf.

Ihr Sohn war längst in die welsche Stadt zurückgereist. Berti hatte eine neue Stelle angenommen. Von ihr kamen gute und liebe Briefe hinauf ins Luegiband. Dora und Maria hatten glückliche Wochen bei der Mutter verbracht. Die Blätter an den Bäumen wurden gelb, rot und braun und fielen zu Boden. Schon wurden Vorbereitungen für die Wendelins-Kilbi getroffen. Peter kam nicht zurück. Eigentlich wollte er nach Abschluß seiner Examen für einige Zeit in die Oberweid kommen. Dann aber schrieb er, er habe durch einen besonderen Glücksfall eine Stelle angetragen erhalten, die ihn aus ganz besonderen Gründen interessiere. Er wohne jetzt noch etwas höher in den Bergen, die Luftlinie gemessen nicht sehr weit, aber nur durch einen weiten Umweg zu erreichen.

Berta kam zur Kilbi, Hildegard, auch Dora und Maria, aber Peter blieb fort. Wie hatte sich in diesem Jahr so viel verändert. Und was sollte ein nächstes Jahr wieder

bringen? So steht der Mensch jeden Tag vor einem offenen Tor.

Im Tal war der Winter und der Schnee vergangen und geschmolzen. In den Bergen vermochte die Sonne das Eis noch nicht zu brechen. Jede Nacht blieb kalt.

Frau Brunner fuhr mit ihren Töchtern die Bergstraße hinauf, durch viele Kehren und Windungen, durch heimelige Dörfer und trotzigen Wald, bis zu jenem breiten Gebäude, das seine vielen Fenster der Sonne zugewandt, inmitten von Föhren und Lärchen stand. Sie waren eingeladen, Peters Wirkungsfeld zu besichtigen. —

Hier also hatte er seine Aufgabe gefunden, von der er so begeisterte Briefe schrieb. Kinder mit Krücken und eingeschienten Beinen kamen auf das daherfahrende Auto zu. In der Liegehalle hoben sich die Köpfe der Buben und Mädchen, froh eine Kurzweil zu haben. Peter begrüßte sie herzlich, umarmte die Mutter, rühmte, wie sie gut aussehe, und so gradauf und festen Schrittes laufen könne.

Kinder mit Krücken und geschienten Beinen kamen auf das Auto zu.

Er zeigte ihnen alles. Von der Heizung und den Kellern, den hellen Schulzimmern, den hellen Speise- und Schlafzimmern, bis zur chirurgischen Abteilung, den Turnsaal, die Spielräume, ja auch den Estrich und die angebaute hübsche Wohnung des Direktors. Die Frauen begutachteten und inspizierten das Haus so genau, als ob sie es gleichen Tags noch kaufen sollten.

Die Vorräte in Küche und Keller fanden ihr besonderes Interesse. Peter erklärte, wie viele Gruppen und Klassen hier beisammen seien, daß auch eine dreijährige Sekundarschule geführt werde und so aus behinderten Kindern tüchtige und brauchbare Menschen gebildet werden können. Das Klima und die prächtige Lage helfe den jungen Menschen ihren körperlichen Schaden mit Frohmut zu ertragen. Im ganzen Hause lebe und webe der Geist herzlicher Nächstenliebe, ein Frohsinn, der jeden Tag und jede Mühe vergolde.

Die Kinder sangen Lieder und wurden dem Besuch zu Ehren mit mächtigen Kuchenstücken bewirtet. Die Mutter und ihr Sohn verschwanden für einige Zeit im Büro zu einer kurzen Aussprache mit dem Arzt, der eben an diesem Tag seinen regelmäßigen Besuch machte. Sie unterhielten sich auch mit der Oberschwester und mit der Frau, die in der großen Küche das Zepter führte.

* * *

Dieser Besuch im Kinderheim hatte seine Folgen. Peter wollte nicht warten, bis die Zufahrt aper und jede Halde schneefrei war. Er reiste schon bald zu Tal und fuhr mit dem schnellsten Zug in die welsche Stadt. — Dort fand er Hildegard am Bahnhof zu einer herzlichen Begrüßung bereit. — Peters Anmeldebrief enthielt so viele unergründliche Anspielungen, so geschickt verschleierte Geheimnisse, daß die Leserin des Briefes nächtelang nicht schlafen und die Ankunft des Zuges vor lauter Neugierde nicht erwarten konnte.

Und nun war er da, der Zug und ihr lieber Peter! Hildegard achtete nicht auf die vielen Leute und den Strom der Vorübereilenden, sie blieb Hand in Hand und den Blick in seine Augen versenkt stehen und sagte: „Du guter Peter, kommst du so weit her zu mir.“ Er legte ihr die Hand auf die Schulter, führte sie aus dem Bahnhof, winkte einem Taxi und fuhr mit ihr zu einem Schloßgut hinauf. Dort kannte er einen Spazierweg zwischen alten hohen Bäumen, eine einsame lange Allee, dort wollte er im dürren Laub des vergangenen Winters mit Hildegard im gleichen Schritt einherwandeln und

den herrlichen Frühlingstag genießen. Weitab von jeder Straße, hoch über die Stadt führte er sie zwischen die alten knorrigen Stämme. Nur muntere Vögel und summende Bienen konnten sie hier belauschen.

„Nun ist es so weit. Jetzt kann ich über unser Leben mit dir reden, liebe Hildegard", sagt er und schreitet mit feierlichen Schritten aus. „Du kannst mir heute einen Rat geben, der für mein ganzes Leben die Entscheidung bringt." „Rede nicht so geschwollen daher", spottet Hildegard, „sag mir lieber schnell, wie ich alle diese Andeutungen in deinem Brief verstehen soll." „Eben, das will ich ja tun", sagt er ernst, „aber du unterbrichst mich ja immer." „Lieber Peter, du spannst mich auf die Folter", drängt sie ungeduldig, „so sag doch endlich. Ich will ja still sein wie ein Fisch." „Aber nicht kalt, wie ein Fisch, das lieber nicht", meint er mit erhobenem Finger und dann fängt er an zu berichten, zu beschreiben, zu erzählen von seiner Aufgabe. Von der Freude, die er erlebt mit den Kindern in dem Heim, wie er sich mit ihnen angefreundet hat, wie er sie unterrichtet, wie sie dankbar sind. Wie er des Nachts noch die Runde macht und sie anschaut, wenn sie selig schlafen. Daß ihm in dem kurzen halben Jahr aus diesen jungen Herzen so viel Liebe und Vertrauen entgegengeströmt ist. „Jetzt erst kann ich dich, liebe Hildegard verstehen und begreifen, deinen Beruf und dein Versprechen an den lieben Gott."

Hildegard geht neben ihm durch Sonne und Schatten, über helle und dunkle Streifen der Allee hin und her, den Kopf geneigt, die ganze Aufmerksamkeit und alles Empfinden nur auf ihn und seine Worte gerichtet und sagt: „Wie das mich freut. Du weißt nicht, wie das mich glücklich macht. Nur etwas gefällt mir nicht. — Du bist so weit weg. Ich möchte mehr und öfter mit dir darüber sprechen."

„Das ist es auch, was ich ändern möchte", fängt er behutsam an, „nun muß ich mich entscheiden. Mir ist angetragen, nach einer speziellen Ausbildung die Leitung des Heimes zu übernehmen und in meinem Sinne weiterzuführen. Ich weiß, ich bin zu jung dazu. Aber ich denke mir, wenn ich dich gewinnen kann, darf ich es wagen." Hildegard bleibt stehen und frägt: „Du willst mich als Hilfsschwester einstellen?"

„Weißt du", fährt er fort, „neben dem großen Gebäude steht ein Haus, nur mit einem gedeckten Gang mit dem Hauptgebäude verbunden. Dort ist eine private Küche, ein Elternschlafzimmer, zwei Stuben und im oberen Stockwerk Kinderzimmer. Da in dieses Haus hinein möchte ich dich führen, als meine Frau, als Mutter der armen und der eigenen Kinder. Hildegard, das ist deine Aufgabe, wie du sie versprochen hast."

Das Mädchen steht da mit geneigtem Kopf, Licht und Schatten spielen auf seinem Haar, nun schaut es auf, Ernst und Freude wechseln auf seinem lieben Gesicht. Es streckt ihm die Hände entgegen und sagt: „Dir glaube ich jedes Wort, Peter, ich weiß, daß es so ist, wie du es erzählst. Auch das mit dem Versprechen wird so erfüllt. Ich will dem Drängen meiner Liebe folgen und dir, ohne daß ich Haus und Heim je gesehen habe. Weil ich weiß, daß du all das für mich getan hast."

Er wartet bis die letzte Silbe gesprochen und verklungen ist. Dann schließt er das Mädchen in seine Arme, zieht es sanft an seine Brust und sucht mit seinem Mund die roten Lippen .

Baum und Stadt, Wald und Feld versinken. Das große Glück ist in zwei Herzen eingekehrt.

— Ende —